

Kirsten Adamzik

Derselbe Text, aber anders

Was können Variations- und Textlinguistik von- und miteinander lernen?

1 Einleitung

Den folgenden Ausführungen sei ein sehr bekannter Text vorangestellt, allerdings in anderer als der gewohnten Variante. Es handelt sich um Goethes Erbkönig:

[1] Kurzfassung

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Is Papa mit Kind.
Kommt böser Mann,
Quatscht Papa an,
Ob er den Bubi nicht haben kann.
Papa verneint,
Bubi weint.
Am nächsten Morgen große Not:
Papa lebendig, Bubi tot.

Solche Abwandlungen sind seit jeher übliche Arten des Umgangs mit vor allem literarischen Texten und unter Bezeichnungen wie Parodie, Travestie, Pastiche usw. bekannt. Diese Untertypen unterscheiden sich u. a. danach, ob der Inhalt des Ausgangstextes mehr oder weniger erhalten oder wenigstens wiedererkennbar ist oder aber wesentliche Merkmale der Form und eventuell sogar einzelne wörtliche Bestandteile mit dem Original übereinstimmen, der Inhalt aber gänzlich abweicht. Hierfür stehe das Beispiel [2], das eine Variation zum selben Originaltext darstellt.

[2] Der Grünkohlverderber

Wer hat denn so spät noch zur Mitternacht
Den Kessel mit Grünkohl aufs Feuer gebracht?
Es ist der Meister der Küchenkunst,
Er werkelt geschäftig im Grünkohldunst!

Er kocht ein gar köstliches Grünkohlgericht
Und sieht wohl den Grünkohlverderber noch nicht.
Der Grünkohlverderber, mit Paprika,
Mit Curry und Minze, ist nämlich schon da!

„Oh Meister, oh Meister, komm geh mit mir!
Gar schöne Gewürze, die kauf ich dir.
[...]“ [...]

„Jetzt würz ich den Grünkohl, ihm fehlt noch Gehalt
Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt!“
Dann geht er zum Kessel und fasst ihn an,
Jetzt hat er dem Grünkohl was angetan!

Dem Meister grauset's, er betet zu Gott,
Und blickt ganz entsetzt auf den Grünkohlpott,
Er rühret und rühret in seiner Not,
Der Kohl war mal grün und jetzt ist er – rot!

Sprachspiele wie die genannten stehen in textlinguistischen Arbeiten nicht gerade im Vordergrund und werden dann unter dem außerordentlich breiten Themenfeld der Intertextualität abgehandelt (vgl. als Übersicht Adamzik 2016: Kap. 8). Zugleich sind sie ein besonders prägnantes Beispiel für funktionale Variation auf der Textebene. Von solchen Phänomenen ist aber auch in der Variationslinguistik selten die Rede. Überhaupt sind die Beziehungen zwischen den auf dieser Tagung zusammengebrachten Forschungsrichtungen wenig entwickelt. Im vorliegenden Beitrag geht es darum auszuloten, wo Berührungspunkte und Divergenzen liegen. Dabei ist das Ziel keineswegs, Kooperation zu forcieren, darin liegt m. E. kein Wert an sich. Es scheint mir aber geraten, Teildisziplinen näher miteinander bekannt zu machen, die sich allzu oft gegenseitig als fremd bzw. abgelegen empfinden. Zugleich kann der Blick von einer anderen Warte auch zur Selbstreflexion beitragen, denn sowohl Variationslinguistik (oder Varietätenlinguistik?) als auch Textlinguistik treten selbst in sehr verschiedenen Spielarten auf.

2 Variations- und Textlinguistik vs. Systemlinguistik?

Auf den ersten Blick könnte man meinen, Variations- und Textlinguistik seien sozusagen natürliche Verbündete, die sich gleichermaßen die Untersuchung des Sprachgebrauchs zum Ziel setzen und sich damit gegen die sog. Systemlinguistik wenden; beide finden sich dieser auch regelmäßig entgegengestellt. Schon in den 1960er Jahren erschien die Textlinguistik allerdings den einen als Weiterentwicklung des Strukturalismus, den anderen dagegen als Gegenbewegung dazu (vgl. Adamzik 2016: 7). Und auch heute noch sind die Vorstellungen darüber, was aus der Sicht einer ‚Sprachwirklichkeitslinguistik‘ (vgl. Löffler 2016: 79) die Systemlinguistik eigentlich ausmacht, ziemlich vielfältig:

Eine erste besteht darin, dass die Systemlinguistik sich überhaupt nicht mit tatsächlichen Äußerungen, der Saussure'schen Parole, beschäftigt, sondern nur mit Regeln für den Gebrauch sprachlicher Einheiten. Bei gewissen Publikationen drängt sich dieser Eindruck auch tatsächlich auf. Allerdings ist so etwas natürlich grundsätzlich nur möglich, wenn wir es mit bereits beschriebenen Sprachen zu tun haben, der Forscher sich mit dem entsprechenden Datenmaterial begnügt und/oder sich selbst als kompetenten Sprecher betrachtet. Ansonsten kommt man um das ‚sprachliche Rohmaterial‘ natürlich nicht herum:

„[...] die aktuelle Ebene der Äußerung, des Diskurses/Texts, auf der die sinnlich wahrnehmbaren sprachlichen Materialien erscheinen, [ist] natürlich notwendig *Ausgangspunkt* für *alle* sprachwissenschaftlichen Fragen nach den sprachlichen Techniken von Einzelsprachen oder auch Dialekten, den Diskurstraditionen und der Sprechertätigkeit“ (Oesterreicher 2010: 29; Hervorhebungen im Orig.).

Zugleich wendet sich Oesterreicher aber sehr vehement gegen die „radikalen Korpuslinguisten und datenverliebten Variationslinguisten“, die „einem gravierenden wissenschaftstheoretischen Missverständnis“ (ebd.: 37) aufsäßen, wenn sie meinen, mit dem bloßen empirischen Material hätten sie schon irgendwelche linguistischen Fakten vor sich. Mit einem Motto unterstreicht Oesterreicher dieses ‚systemlinguistische‘ Credo, dass nämlich Einzeläußerungen nicht als solche interessieren, sondern nur als Grundlage für die Rekonstruktion sprachlicher Techniken: *De singularibus non est scientia*.

Im geraden Gegensatz zu dieser Auffassung, nach der Abstraktionen über Einzelfällen notwendige Aufgabe sprachwissenschaftlicher Forschung sind, steht die Annahme, dass nur

das jeweils Realisierte in seiner Materialität wirklich sei, das Sprachsystem also einer Schimäre gleichkomme. Recht prominent ist eine solche Auffassung derzeit in diversen Ansätzen einer breit gefassten Textlinguistik, die neuen Formen der Multimedialität (oder Multimodalität) besonderes Interesse entgegenbringen und dabei die Bedeutung von Sprachlichem stark herabstufen oder gar die ‚Existenz‘ abstrakter sprachlicher Einheiten bestreiten, die sich analytisch von ihrer Materialität trennen lassen:

„Sprache ist [...] auf konkrete Realisierungsformen angewiesen [...]: Sprachliche Kommunikation existiert nur in mündlicher oder schriftlicher Form, als Vokalisierung oder Visualisierung. Sprache muss materialisiert sein, um als Medium fungieren zu können.“ (Hagemann 2013: 41; vgl. dazu Adamzik 2016: 67 und insgesamt ebd.: Kap. 2.5.1. - 2.5.3. und 4.4.1.).

Einer anderen Stoßrichtung entspricht das Argument, die Systemlinguistik beschränke sich auf Innersprachliches und lasse insbesondere die kommunikative Funktionalität von Äußerungen außer Betracht. Diese eng mit der sog. pragmatischen Wende verbundene Auffassung ist in textlinguistischen Ansätzen sehr verbreitet, da man sich hier (besonders im deutschsprachigen Raum) speziell an die Sprechakttheorie anlehnt (vgl. Adamzik 2016: Kap. 5.3. und 365ff.). Daraus ergibt sich eine Fragestellung, die selbst vor allem an Regeln und stark konventionalisiertem Sprachgebrauch interessiert ist. Es geht wesentlich um die Klassifikation von Textsorten als ‚konventionell geltenden Mustern für komplexe sprachliche Handlungen‘ (vgl. Brinker u. a. 2014: 139; zuerst Brinker 1985: 124), und zwar meist auf der Grundlage von Searles Sprechakttypologie. Textsorten ließen sich „als jeweils typische Verbindungen von kontextuellen (situativen), kommunikativ-funktionalen und strukturellen (grammatischen und thematischen) Merkmalen beschreiben“ (ebd.). Wenn man sich darauf konzentriert, geläufige Muster zu beschreiben, blendet man aber die Variation gerade aus:

„Die Texte und Gespräche, die aufgrund signifikanter Ähnlichkeiten als zusammengehörend wahrgenommen werden, zeichnen sich auf pragmatischer Ebene durch konsistente Routinen [!] der Aufgabenbewältigung in bestimmten Lebenssituationen aus, also durch die prototypische Abfolge von Sprachhandlungen (z. B. beim Wetterbericht darstellende Sprachhandlungen über Ist-Zustand und Prognose). Ausdrucksseitig sind diese Routinen durch wiederkehrende Muster auf der Sprachoberfläche und ihre moderate [!] Variation gekennzeichnet.“ (Felder 2016: 34)

Man darf sich fragen, welchen Stellenwert diese Behauptung von der moderaten Variation von Texten hat. Soll damit unterstellt werden, dass dies für Textsorten schlechthin gilt? Dafür spricht, dass neben Fahrplanauskunft und Strafzettel u. a. auch die Vernehmung von Zeugen vor Gericht und Fachaufsätze als Beispiele angeführt werden. Es gehört allerdings schon zum Alltagswissen, dass die Bewältigung dieser doch recht ungleichen Aufgaben unterschiedlich anspruchsvoll ist und dementsprechend die Variationsbreite – oder anders herum gesehen: der Standardisierungsgrad – ganz verschieden ausfallen.

Selbst für Wetterberichte bedarf es keiner groß angelegten empirischen Untersuchung, um Folgendes feststellen zu können: Wetterberichte sind Serientexte, die von bestimmten Institutionen periodisch produziert werden. Ihre Gestalt hängt zunächst wesentlich davon ab, welche medialen Ressourcen zur Verfügung stehen, ob sie nämlich in Zeitungen, im Radio, Fernsehen oder im Rahmen von Internetauftritten erscheinen. Auch bei gleichen Ressourcen konkurrieren jedoch verschiedene Anbieter miteinander und versuchen, eine Rezipientenbindung herzustellen. Deswegen ist ihnen daran gelegen, sich (nicht nur beim Wetterbericht, aber z. B. auch durch dessen Gestaltung und Platzierung) jeweils ein eigenes, wiedererkennbares Gesicht zu geben. Es gilt daher nur für die Wetterberichte eines Anbieters, dass sie lediglich moderate Variation aufweisen - eventuell sogar mit Subtypen, z. B. je nach der Person, die den Wetterbericht präsentiert. Außerdem weisen sie diese relative

Stabilität auch nur über eine bestimmte Zeit hin auf; für Medientexte ist es charakteristisch, dass gewisse Neuerungen abrupt erfolgen, man nämlich in mehr oder weniger großen Abständen das ganze ‚Design‘ umstellt.

Verbindet man die textlinguistische mit einer variationslinguistischen Fragestellung, so ist anstelle des Musterhaften gerade relevant, worin sich die Wetterbericht-Schemata verschiedener Anbieter und/oder eines Anbieters zu verschiedenen Zeiten unterscheiden und welche Funktionen den Varianten zugeschrieben werden können. Eine besteht gerade in der ‚Individualisierung‘ von Mustern; die periodische Neugestaltung soll u. a. das Bemühen um Modernität signalisieren. Beide Funktionen sind im Set der sprechakttheoretischen ‚Grundfunktionen‘ nicht vorgesehen und lassen sich am besten der Bühler’schen Ausdrucks/Symptomfunktion zuordnen, die ja grundsätzlich für gezielte Variantenwahl eine große Rolle spielt. Für Strazettel kommt eine solche Zusatzfunktion natürlich nicht in Frage. Sie werden zwar auch periodisch modernisiert, es existieren hier aber (innerhalb eines Hoheitsgebiets) keine Varianten, die verschiedene Institutionen als miteinander konkurrierende Produzenten anbieten.

Auch in anderer Hinsicht bleiben viele Textlinguisten Denkweisen verpflichtet, die sich mit systemlinguistischen Konzepten zumindest problemlos vereinbaren lassen. Das geschieht vor allem, wenn man annimmt, die Analyse der kommunikativen Funktion müsse zur Beschreibung der sprachlichen Gestalt von Texten zwar notwendig hinzutreten, ändere aber im Kern nichts an den Errungenschaften der transphrastischen Ausrichtung der Textlinguistik. Dieser Ansatz müsse weiterverfolgt bzw. in ein Gesamtkonzept ‚integriert‘ werden. Aus Sicht der Transphrastik, die besonders die 1960er und frühen 70er Jahre geprägt hat, wurde an der strukturalistischen Linguistik kritisiert, dass sie bei der Satzebene stehengeblieben sei. Übernimmt man diesen Topos, dann kann man - in konsequenter Fortführung der Tradition - Texte als (nach bestimmten Regeln verkettete) Folgen von Sätzen präsentieren. Damit geht allerdings eine fast vollkommene Beschränkung auf die sog. (grammatischen) Kohäsionsmittel einher: Im Wesentlichen handelt es sich um Wiederaufnahme-Relationen, die durch Artikelwörter und Pronomina angezeigt werden, und Konnektoren. Tatsächlich steht die Beschreibung der Kohäsionsmittel – als Merkmale, die für alle Texte gelten – oft ziemlich unvermittelt neben den Ausführungen zu Textsorten, die Untergruppen des gesamten Textuniversums betreffen. Texte schlechthin gehören nach dieser Argumentation einer besonderen Beschreibungsebene an, und zwar einer, die oberhalb des Satzes liegt und die zugleich als höchste deklariert wurde (mit Diskursen als Mengen von Texten sollte die neue Grenze dann später noch einmal überschritten werden). Auf der Grundlage dieser Ebenen-spezifischen Betrachtungsweise kann man so weit gehen anzunehmen, dass tiefere Ebenen, „Syntax (und erst recht: [...] Morphologie und Phonologie)“, in der Textlinguistik „nicht in anderem Gewand noch einmal beschrieben werden [müssen]“ (Hausendorf / Kesselheim 2008: 15f.).

Eine wohlverstandene Pragmatik sollte jedoch Texte nicht als regelgemäße Folgen von Sätzen betrachten, sondern als Vorkommen des Sprachgebrauchs. Diese stellen in erster Linie in sich strukturierte Ganzheiten dar, und wenn sie als solche beschrieben werden sollen, sind auch alle getroffenen Wahlen relevant, auf allen Ebenen. Gegen Regeln kann man im Übrigen auch mehr oder weniger massiv verstoßen. Bei literarischen Texten gilt dies als selbstverständlich, und diese sind wohl auch der dankbarste Gegenstand für die Untersuchung der gezielten Auswahl sprachlicher Varianten. Dabei kommt es bekanntlich gerade nicht auf die möglichst konventionelle, effiziente oder gar klare Signalisierung der kommunikativen Funktion des Textes an. Der Umstand, dass weder die Charakterisierung des kommunikativen Handlungszwecks noch die Untersuchung der Kohäsionsmittel ausreichen, um anspruchsvollen Texten gerecht zu werden, hat allerdings selten zur

Infragestellung oder Revision der Grundannahmen geführt, sondern zum (weitgehenden) Ausschluss literarischer Texte aus dem selbst gewählten Gegenstandsbereich. Privilegiert sind in der kommunikativ orientierten Textlinguistik jedenfalls eindeutig die Gebrauchstexte.

Festzuhalten ist, dass Spielarten der Textlinguistik, die nur an konventionalisierten oder gar routinisierten Formen des Sprachgebrauchs interessiert sind, selbst einer systemlinguistischen Ausrichtung zugeordnet werden müssen. Insofern trifft auch sie, um die Übersicht über Einwände gegen die Systemlinguistik abzuschließen, der zentrale Vorwurf, den Variationslinguisten vorbringen. Die Systemlinguistik werde nämlich der Heterogenität der Sprache nicht gerecht. Diese Ausblendung tritt wiederum in verschiedenen Arten auf, von denen die folgenden hervorgehoben seien:

- Im Extremfall wird Heterogenität tatsächlich abgestritten. Das scheint mir das Charakteristische an dem generativistischen Topos zu sein, es sei erklärungsbedürftig, wieso alle Kinder einer Sprachgemeinschaft in relativ kurzer Zeit ‚dieselbe‘ Grammatik erwürben, obwohl sie ganz unterschiedlicher Spracherfahrung ausgesetzt seien. Dass alle Kinder zur selben Grammatik kommen, wird im Allgemeinen präsupponiert, und nicht etwa behauptet – denn in diesem Fall bestünde ja die Gefahr, dass jemand nachfragt, wie sich das überhaupt empirisch belegen lassen sollte.
- Völlig legitim ist es gegenüber einer solchen sprachtheoretisch (bzw. ideologisch) fundierten Annahme, die Heterogenität als für die eigene Fragestellung irrelevant auszuklammern. Das dürfte die häufigste Strategie sein. Ihr ist de Saussure mit seiner Als-Ob-Idee gefolgt, wir hätten alle dasselbe Wörterbuch im Kopf, und auch das Konstrukt des idealen Sprechers/Hörers lässt sich auf diese Weise rechtfertigen. Aber auch wer z. B. Textmuster zu Unterrichtszwecken beschreiben will, tut wahrscheinlich (zumindest auf elementaren Stufen) gut daran, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren und die reale Heterogenität zunächst zu vernachlässigen. Mit der Ausblendung der Heterogenität realen Sprachgebrauchs ist also nicht notwendig eine bestimmte sprachtheoretische Position verbunden, eine solche kann auch aus rein pragmatischen Gründen erfolgen.
- Interessanter sind freilich Kontroversen, die mit grundlegend unterschiedlichen Vorstellungen vom Funktionieren der Sprachen verbunden sind. Wie es nun in der Textlinguistik auch systemlinguistische Ausrichtungen gibt, so finden sich in der Variationslinguistik Strömungen, die dem Homogenitätspostulat verpflichtet bleiben. Dazu gehört insbesondere die Auffassung, die Gesamtsprache sei heterogen, weil sie eine Menge von Varietäten (auch Subsprachen genannt) umfasse. Diese könne man allerdings als in sich (weitgehend) homogen konzipieren; in einer anderen Fassung: die Heterogenität sei (sehr) geordnet. Es kehren bei diesem Ansatz dann dieselben Strategien wieder wie bei der elementaren Homogenitätsunterstellung: Äußerungen, die dem rekonstruierten (Sub)System widersprechen, können als Performanzfehler eingeordnet oder Individuen zugeschrieben werden, die die Varietät (noch) nicht voll beherrschen. Dies geht dann leicht mit einer mehr oder weniger ausgeprägt normativen Haltung einher, speziell in Bezug auf die Standardvarietät, die sich ja dadurch definiert, das Variantenspektrum präskriptiv zu beschneiden.

Sehr eindeutig zu einer am Homogenitätspostulat ausgerichteten Sicht bekennt sich Ekkehard Felder:

„Das Erkenntnisinteresse der Varietätenlinguistik [...] richtet sich auf die Abgrenzung der Subsprachen als Ganzes oder ‚Sprachgebrauchssysteme‘ (Dittmar 1997: 175) aus sprachstruktureller Sicht unter Berücksichtigung außersprachlicher Faktoren. Die Varietätenlinguistik ist also erkenntnistheoretisch vorrangig auf die *langue*-Ebene fixiert und betrachtet die *parole*-Ebene [sic] vor allem zum Zwecke der exemplarischen ‚Fütterung‘ der

kontextabstrahierten Subsprachen (mit dem Erkenntnisinteresse der nachvollziehbaren Systemgenerierung).“ (Felder 2016: 44f.; Hervorhebung im Orig.)

Sehr entschieden spricht sich demgegenüber Jürgen Erich Schmidt gegen die auf Varietäten übertragene Homogenitätsannahme aus:

„[...] das Konzept einer homogenen Varietät [erweist sich] als empirisch leer und theoretisch als falsch. [...] Den Gegenstand heterogene Gesamtsprache als Komplex homogener Varietäten zu fassen, stellt theoretisch eine Vervielfältigung des Gegenstands inadäquat dar“ (Schmidt 2005: 62).

Felder rekonstruiert diese gegensätzlichen Positionen als

„unvermeidbare Diskrepanz zwischen theoretischem Erkenntnisinteresse und empirischen Befunden der sogenannten [!] Sprachwirklichkeit (Löffler 2016: 79). Auf der einen Seite befindet sich das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse, nämlich eine plausible und Homogenität (Einheitlichkeit) implizierende Erklärungsfolie für Variantenvielfalt darzulegen. Auf der anderen Seite steht die empirische Feststellung, dass jegliche Klassifizierung und Zusammenfassung diverser Sprachvarianten doch nicht zur vollständigen und restlosen Einteilung aller empirisch feststellbaren Phänomene geeignet ist. Dieser Widerspruch ist insofern kein Problem (sondern im Gegenteil erkenntnisstiftend), als man sich die eigentliche Erklärungskraft von Kategorien vor Augen führt: Diese besteht nicht nur in dem wünschenswerten Ergebnis, möglichst viele Phänomene nach transparenten Kriterien in klar definierte ‚Schubladen‘ (also Kategorien) einzuordnen, sondern auch darin, nicht kategorisierbare Phänomene möglichst genau zu beschreiben und ihre mangelnde Passfähigkeit in Bezug auf das bestehende Kategoriensystem präzise zu erfassen. Insofern lernen wir über die ‚widerspenstigen‘ (weil nicht 1:1 kategorisierbaren) Phänomene sehr viel – und zwar dank und trotz des unvollständigen Kategorienapparats, der unter Umständen eben nicht zur Einordnung eines bestimmten Phänomens in der Lage ist.“ (Felder 2016: 78f.)

Dieser Argumentation kann sich natürlich nicht anschließen, wer die Homogenität – sei es für Sprachen, Varietäten oder auch nur Idiolekte – als theoretisch falsch, als gegenstands inadäquat, betrachtet. Das tun besonders diejenigen, die die Auswahl einer bestimmten Varietät oder auch einzelner Varianten nicht grundsätzlich als durch außersprachliche Faktoren bedingtes Sprachverhalten betrachten, sondern als teilweise gezielt eingesetzte Elemente. In dieser Sichtweise wird vor allem stilistische Variation (vgl. Fix 2009a), die oft aus der Varietätenproblematik ausgeschlossen wird, (wieder) zu einer zentralen Dimension (vgl. dazu u. a. die Beiträge von Dovalil und Androutopoulos / Spreckels in Gilles u. a. 2010). Sie steht vor allem dialektalen Varietäten gegenüber, denen, wie Linke (2010: 256) es mit Peter Wunderli ausdrückt, Sprecher(gruppen) unterliegen; sie haben nämlich in der Regel nicht die Wahl, diesen oder jenen Dialekt zu benutzen. Ganz anders dagegen, wenn es der Sprecher ist, der mehrere (normalerweise nach der primären Sozialisation erworbene) Varietäten oder wenigstens Varianten beherrscht, diese also funktional heranziehen kann. Eine einfache Dichotomie wird sich daraus jedoch gewiss nicht ableiten lassen, da die Kompetenzen in Sprachen wie in Varietäten unterschiedlich ausgebaut sind und im Laufe des Lebens erweitert (oder auch abgebaut) werden können.

Bei ihrer Musterung verschiedener Disziplinen, die für die Variationslinguistik wichtig waren oder sind, nennen Lüdtker / Mattheier (2005: 20) die Stilistik den „Bereich der Sprachwissenschaft, in dem Sprachvariation am intensivsten und wohl auch am differenziertesten thematisiert worden ist.“ Von der Textlinguistik ist bezeichnenderweise nicht die Rede. Dazu passt, dass Ulla Fix (2009b: 13) in ihrer Bestandsaufnahme zur Textlinguistik Gestaltqualität bzw. Textstil als lange vernachlässigte Dimension ausgemacht hat. So ergibt sich als Fazit, dass Variations- und Textlinguistik allenfalls potenziell gemeinsamen Fragestellungen nachgehen. Zu vielfältig sind in beiden Disziplinen die

theoretischen und methodischen Prämissen, als dass sich ein klarer Überschneidungsbereich hätte herauskristallisieren können. Das derzeit real existierende Gemeinsame liegt damit nur darin, dass in jedem Fall Texte das Objekt der Bemühungen darstellen: „Variation spielt sich auf der Diskursebene ab“ (Lüdtke / Mattheier 2005: 15).¹ Und selbst das gilt nur dann, wenn die empirische Grundlage auch tatsächlich aus natürlichen Äußerungen als Ganzheiten besteht. Schon in Großkorpora erscheinen in der Regel nur Textfragmente. Greift man auf Befragungen oder elizitierte Äußerungen zurück, haben wir es nicht einmal mehr vordergründig mit demselben Gegenstand zu tun.

3 Die Notwendigkeit von Abstraktionen

Bislang wurde der Gegensatz zwischen sprachwissenschaftlichen Ansätzen betont, die sich auf die Untersuchung der Langue oder aber der Parole konzentrieren. Dabei kann leicht der Eindruck entstehen, beide stünden in geradezu unversöhnlichem Gegensatz zueinander. Davon kann insofern keine Rede sein, als es sicherlich zu den Aufgaben der Sprachwissenschaft gehört nachvollziehbar zu machen, welche Leistungen Interaktanten bei der Entschlüsselung sprachlicher Botschaften erbringen (müssen). Wenn wir uns auf die Rezeptionsseite beziehen, so sind konkret gegeben zunächst nur Sinneswahrnehmungen; das betrifft die Ebene der Parole. Die Verarbeitung besteht darin, sie diversen Kategorien zuzuweisen – diese entsprechen im Prinzip der Langue-Ebene. Die Frage ist allerdings, mit welchen Ebenen und Kategorien wir genau rechnen.

Zunächst geht es darum zu erkennen, ob es sich überhaupt um Sprache handelt. Das kommt sehr gut im Original der Eingangsbeispiele zum Ausdruck, wo die Protagonisten visuelle Wahrnehmungen unterschiedlich deuten und (in der mittleren Strophe) nur das Kind das Hörbare als sprachliche Äußerung auffasst:

[3] Erlkönig
[...]
Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? -
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif? -
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. –
[...]
Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? -
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. –
[...]
Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? -
Mein Sohn, mein Sohn ich seh es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau. –
[...]

Wenn etwas als sprachliche Botschaft kategorisiert ist, muss weiter ‚entschieden‘ werden, zu welcher Sprache oder Varietät die Einheiten gehören, zumal es ja vorkommt, dass in einer Äußerung verschiedene davon gemischt sind. Eine möglichst differenzierte Erfassung der menschlichen Lautprodukte (also der materiellen Seite), wie sie das Internationale Phonetische Alphabet (IPA) erlaubt, ist dabei bekanntlich nicht einmal besonders nützlich – so genau will und muss man im Allgemeinen gar nicht wissen, wie sich eine Äußerung

¹ Die Debatte darüber, ob sich *Text* oder *Diskurs* besser als Oberbegriff eignet, soll hier nicht weiterverfolgt werden. Ich verstehe Text als medienunabhängige Größe, die gesprochen, geschrieben oder gebärdet realisiert sein kann, betrachte allerdings nur sprachliche Zeichen(folgen) als Texte (vgl. Adamzik 2016: Kap. 2).

angehört hat, man muss nur erkennen, welches Element gemeint war. Deswegen sind gebräuchliche Schriftsysteme sehr viel undifferenzierter als das IPA. Die Einführung der abstrakten Kategorie Phonem, die Varianten, die Allophone, umfasst, stellte für die Systemlinguistik den entscheidenden Durchbruch dar. Ebenso effizient ist dieses Verfahren auf der morphologischen Ebene, wo auch Einheiten, die materiell nicht das Mindeste miteinander zu tun haben (wie die Suppletivformen *sein, bin, war*), als Repräsentanten derselben abstrakten Kategorie fungieren.

Obwohl nun, wie Abschnitt 2 gezeigt hat, systemlinguistisches Denken in der Textlinguistik durchaus verbreitet ist, spielt die konsequente Übertragung strukturalistischer Analyseverfahren auf Texte dort fast keine Rolle, genauer gesagt wurde damit nur in der Anfangsphase experimentiert. Das schlägt sich in Ausdrücken wie *Textem* und *Allotext* nieder, die sich aber nicht etabliert haben und nur sehr selten vorkommen. Stattdessen traten auf der Textebene bald sehr viel abstraktere Einheiten in den Vordergrund, vor allem Textsorten (oder auch -klassen, -typen etc.). Den frühen Versuchen soll in Kapitel 3.2 etwas genauer nachgegangen werden. Zunächst geht es jedoch darum, den unterschiedlichen Blickwinkel auf Texte gegenüber tieferen Rängen zu verdeutlichen.

3.1 Abstraktionen auf verschiedenen Sprachebenen

Als Ausgangspunkt drängt sich eine Formulierung von Brinker auf, die zu den meistzitierten in textlinguistischer Literatur gehört:

„Nun ist ein konkreter Text aber nicht nur eine Realisierung der allgemeinen Größe ‚Text‘; er repräsentiert vielmehr zugleich auch eine bestimmte Textsorte, d. h., er ist ein Fernsehkommentar, eine Zeitungsnachricht, ein Kochrezept oder eine Werbeanzeige – um nur einige alltagssprachliche Namen für Textsorten zu nennen. [...] Der konkrete Text erscheint immer als Exemplar einer bestimmten Textsorte“ (Brinker u. a. 2014: 133; zuerst Brinker 1985: 118).

Bezogen auf unser Beispiel hieße das:

- Nun ist [3] aber nicht nur eine Realisierung der allgemeinen Größe ‚Text‘; es repräsentiert vielmehr zugleich auch eine bestimmte **Textsorte**, d. h., es ist ein Gedicht, genauer gesagt eine Ballade.

Übertragen auf die Lautebene entspräche dem etwa die Aussage:

- Nun ist ein konkretes Phon aber nicht nur eine Realisierung der allgemeinen Größe ‚Sprachlaut‘; es repräsentiert vielmehr zugleich auch eine bestimmte **Lautsorte**, d. h., es ist ein Vokal oder Konsonant, ein Nasal oder Plosiv – um nur einige der üblicherweise unterschiedenen Arten von Lauten zu nennen.

Die Übertragung auf die Wortebene erlaubt diverse Varianten, weil man hier mit abstrakten Einheiten unterschiedlicher Kategorien rechnet, u. a.:

- Nun ist ein konkretes Wort aber nicht nur eine Realisierung der allgemeinen Größe ‚Sprachzeichen‘; es repräsentiert vielmehr zugleich auch eine bestimmte **Wortart**, d. h., es ist ein Substantiv, Verb, Adjektiv, ...
- Nun ist ein (komplexes) Wort aber nicht nur eine Realisierung der allgemeinen Größe ‚Wort‘; es repräsentiert vielmehr zugleich auch ein bestimmtes **Wortbildungsmuster**, d. h. es ist z. B. eine Ableitung aus einem Nomen, die Konversion eines Verbs, ...
- Nun ist ein konkretes Textwort aber nicht nur eine Realisierung der allgemeinen Größe ‚Wort‘; es repräsentiert vielmehr zugleich auch eine bestimmte **Wortform**, d. h. beispielsweise für Verben, es ist ein Infinitiv, Partizip, eine Vergangenheitsform, ...

All diese abstrakten Kategorien sind für das Verständnis einer Äußerung allerdings weniger wichtig, zentral ist die folgende Voraussetzung:

- Nun ist ein konkretes Wort oder Syntagma aber nicht nur eine Realisierung der allgemeinen Größe ‚Sprachzeichen‘; es repräsentiert vielmehr zugleich auch ein bestimmtes **Lexem**.

Ebenso möchte man auf der Textebene nicht in erster Linie wissen, welche Textsorte vorliegt, sondern welcher Text, jedenfalls wenn es um solche wie die hier zitierten geht, denn bei diesen handelt es sich um individuelle Größen, die als solche bekannt sind und überliefert werden.

Auch bei den Textwörtern muss man allerdings differenzieren: Wenn wir nämlich Lexem als ‚Wörterbuch-Wort‘ auffassen, ist die genannte Voraussetzung nicht für alle gegeben, z. B. nicht für *Grünkohlverderber*. Es gibt Textwörter, die nicht im Wörterbuch stehen, oder anders formuliert: die nicht ins kollektive Gedächtnis der Sprachgemeinschaft eingehen. Für Syntagmen und Sätze gilt das natürlich noch viel mehr. Sofern diese komplexen Gebilde den phonologischen, morphologischen, Wortbildungs- und syntaktischen Regeln der Sprache folgen, lassen sie sich selbstverständlich trotzdem problemlos interpretieren. Dazu greift man eben auf das Regelwissen und nicht auf bereits fertig gespeicherte komplexe Einheiten zurück. Interpretierbar sind allerdings auch Ausdrücke, die den vertrauten Regeln nicht (ganz) folgen, z. B. [4] oder [5]:

[4] lichtung
 manche meinen
 lechts und rinks
 kann man nicht velwechsern
 werch ein illtum
 (Ernst Jandl)

[5] Fallweise Liebe

 Ick liebe dir, ick liebe dich,
 Wie't richtig is, det weess ick nich
 Und is mich ooch Pomade.
 Ick lieb' dir nich im dritten Fall,
 Ick lieb' dir nich im vierten Fall,
 Ick liebe dir uff jeden Fall!
 (Autor unbekannt)

[4] und besonders [5] reichen in ihrer Bekanntheit sicher nicht an den Erbkönig heran; auch sie werden aber immer wieder als Ganzheiten reproduziert. Das gilt auch für die übrigen Beispiele, [2] verbreitet sich unter Grünkohlfreunden, [1] und [5] erscheinen mit leichten Variationen, z. B. *den/das Bubi* oder ohne Artikel bzw. *uff jeden Fall* oder *uff alle Fälle* usw. Sie gehören damit ebenso wie Lexeme zum kollektiven Sprachgedächtnis.

Bei der Größe ‚kollektives Gedächtnis‘ handelt es sich natürlich um ein Konstrukt, das sich nur schwer präzise fassen lässt, als Kategorie ist es aber unverzichtbar. Was die Lexemebene angeht, so liegen mit Wörterbüchern Versuche der Rekonstruktion der ‚Schätze‘ vor, die Sprachen und Varietäten ausmachen. Sie umfassen auch komplexe Ausdrücke bis hin zu Kurztexen (Sprichwörter, Redensarten), und es liegen seit langem auch spezialisierte Sammlungen wie etwa Büchmanns *Geflügelte Worte* (1864) vor.

Wörterbücher oder sonstige Nachschlagewerke können prinzipiell nicht vollständig sein, zumal sie versuchen, ein genuin dynamisches Etwas zu fixieren. In der heutigen Zeit mit den immensen Möglichkeiten der Aufbereitung von Datenmengen führt das dazu, dass in relativ

kurzen Abständen, nämlich oft in weniger als zehn Jahren, immer wieder aktualisierte Versionen erscheinen. Sicher ist, dass die Auswahl, die sie jeweils treffen, nicht das Sprachwissen irgendwelcher Sprechergruppen oder gar das des Durchschnittsmenschen spiegelt. Individuelle Wissensbestände umfassen vielmehr grundsätzlich nur einen sehr kleinen Teil des aufbereiteten Materials. Andererseits gehen sie aber auch darüber hinaus, denn gesellschaftliche Gruppen organisieren sich ja gerade über Wissen, das (nur) die Mitglieder teilen und das sie gegenüber anderen Gruppen bzw. gegenüber der Mehrheit oder einem Durchschnittsmenschen auszeichnet. Dazu gehören auch Wissensbestände, die sprachliche Varietäten betreffen.

Von diesen gehen bestimmte Ausschnitte aber doch in umfassende Nachschlagewerke ein, sie werden also auch zu (potenziellen) Wissensbeständen von Nicht-Mitgliedern gerechnet. So einfach ist es tatsächlich nicht, Teile des Sprachwissens bestimmten Trägergruppen zuzuordnen. Selbst die Versuche, wenigstens so etwas wie einen allgemein bekannten Grundwortschatz zu bestimmen, führen zu recht unterschiedlichen Ergebnissen und letztlich zur Einsicht, dass auch ein solcher nicht klar bestimmbar ist. Ebenso gelingt es der Fachsprachenforschung höchstens theoretisch, Fachwortschätze und Gemeinsprache als klar abgrenzbare Konstrukte zu etablieren (vgl. Adamzik 2018b: Kap. 5.4.2.).

Sicher ist zunächst, dass (sprachliche) Wissensbestände nicht bei auch nur zwei Individuen genau übereinstimmen können (vgl. dazu aus wissenssoziologischer Perspektive Schütz / Luckmann 2017: Kap. IV C. und aus varietätenlinguistischer Sicht sehr nachdrücklich Schmidt / Herrgen 2011: Kap. 2). Das gilt besonders für eine hochdifferenzierte Gesellschaft wie die unsere. In ihr verfügen alle über Wissen in mehreren Sprachen und Varietäten. Oft beschränkt sich dieses allerdings auf wenige Elemente. So dürfte etwa für einen durchschnittlichen Sprecher des Deutschen [5] klar als berlinerisch identifizierbar sein; vielleicht gibt der Text auch Anlass, neu zu lernen, dass *es ist mir/mich Pomade/pomade* bedeutet ‚es ist mir gleichgültig‘. Auch Personen, die Berlinerisch als Erstsprache gelernt haben, wissen aber nicht unbedingt, dass dieser Ausdruck zurückgeht auf die Entlehnung des polnischen *pomatu* (‚allmählich, gemächlich, nach und nach‘; erweitert im Sinne von ‚jemand hat es nicht eilig, es kommt ihm nicht darauf an‘). Daher bauen sie vielleicht Assoziationskomplexe zu dem aus romanischen Sprachen entlehnten Wort für Haarcreme auf, mit dem er tatsächlich vermischt wurde. Auch solche Assoziationskomplexe gehören zum individuellen Sprachwissen. Ideen dazu, warum etwas so heißt, wie es heißt, kann man aber auch weitergeben, was dann zu den sog. volksetymologischen Ableitungen oder Geschichten führt. Manche kennen diese, andere nicht.

Das geteilte Gruppenwissen überschreitet sowohl Varietäten als auch Sprachgrenzen. An sprachspielerischen Aktivitäten sind gerade solche besonders beliebt, in denen ein bekannter Text (z. B. die Weihnachtsgeschichte oder vertraute Märchen) in Varietäten anderer (!) Sprechergruppen übertragen werden, und zwar nicht zuletzt, um sich über diese zu belustigen oder gar zu empören. Außerordentlich beliebt ist dies als Auseinandersetzung mit Jugendsprache. Für Fachsprachen zieht man gern Sprichwörter heran, weil bei längeren Texten der Lustgewinn in keinem adäquaten Verhältnis mehr zum Verarbeitungsaufwand stünde:

[6] Die Struktur einer ambivalenten Beziehung beeinträchtigt das visuelle und kognitive Wahrnehmungsvermögen extrem - oder wie man früher sagte: Liebe macht blind.

Schon hier, erst recht aber bei gewöhnlichen Übersetzungen, d. h. solchen in andere Sprachen, bleibt nur der Inhalt eines Textes – mindestens grosso modo – erhalten, nichts dagegen von seiner sprachlichen Gestalt, wenn man einmal von Namen absieht. Dennoch reden wir so, als hätten wir die Odyssee, Konfuzius, Dante, Don Quijote, Hamlet, Anna

Karenina usw. gelesen, auch wenn es nur Übersetzungen waren. In einem ziemlich abstrakten Sinn handelt es sich eben immer noch um denselben Text. Um die Behauptung zu rechtfertigen, dass man ihn ‚kenne‘, reicht es sogar aus, von seiner Existenz zu wissen und elementare Kenngrößen (Autor, Entstehungszeit, Plot) sowie Fragmente des Wortlauts kognitiv gespeichert zu haben (*und bist du nicht willig, ...; Sein oder nicht sein, ... usw.*).

Zu diesen Wissensbeständen zu Texten kann man grob gesehen auf zweierlei Weisen kommen: Entweder man hat den Text tatsächlich ganz gelesen. Je länger dies zurückliegt, desto mehr hat man allerdings vergessen oder wie man heute lieber sagt: Es werden nur wenige Elemente im Langzeitgedächtnis gespeichert, und zwar sowohl zentrale Inhaltselemente als auch charakteristische Formulierungen. Bei intensiver Lektüre werden diese vielleicht exzerpiert oder durch Anstreichungen usw. markiert, so dass man sie bei erneuter Konsultation schnell wiederfinden kann. Die zweite Möglichkeit besteht darin, gleich auf entsprechende Bearbeitungen anderer Rezipienten zurückzugreifen: Man schlägt in einem Werklexikon oder einer Enzyklopädie nach. In Wikipedia ist tatsächlich eine große Menge von Einzeltexten diverser Textsorten entsprechend aufbereitet, allerdings gerade nicht solcher, die Brinker bei der Erläuterung dieser Kategorie erwähnt, denn reine Gebrauchstexte haben keinen Überlieferungswert. Das macht den Unterschied zwischen Wetterberichten und Bauernregeln aus. Auch die häufig behandelten Kochrezepte gibt es in überlieferungswürdigen Traditionen, und zwar einerseits solchen, die das Brauchtum bestimmter Regionen betreffen (vgl. dazu Gredel in diesem Band), andererseits solchen, die Familientraditionen entsprechen (bzw. dies vorgeben): *Aus Großmutter's Küche*.

Für Texte mit hohem Überlieferungswert muss man nun feststellen, dass sie ‚sich‘ im Laufe der Zeit auch selbst verändern. Liest man einen Text (in der Originalsprache), etwa die Klassiker der deutschen Literatur und Geistesgeschichte, sogar jene aus der neuhochdeutschen Periode, hat man es nämlich nicht unbedingt mit der Fassung zu tun, die dem ersten Druck oder gar dem Manuskript entspricht: Anpassungen an orthografische und teilweise auch morphologische Entwicklungen werden in modernen Ausgaben stillschweigend vorgenommen. Außerdem existiert mitunter schon ‚das‘ Original in verschiedenen Fassungen. Das gilt nicht nur prinzipiell etwa für die mittelalterlichen Handschriften, sondern z. B. auch für *Die Leiden des jungen Werthers/Werther* von Goethe oder *Der grüne Heinrich* von Gottfried Keller. Die Fassungen sind einander hinreichend ähnlich, um nicht als ganz verschiedene Texte, sondern als Versionen desselben Textes, aber auch hinreichend verschieden, um nicht als genau derselbe Text wahrgenommen zu werden.

Den entsprechenden Fragestellungen geht man in diversen Textwissenschaften in Unterzweigen wie der (Editions)Philologie, Entstehungs-, Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte etc. ausführlich nach. Auch für die Variationslinguistik, insbesondere die historisch ausgerichtete, sind sie zentral. In der Textlinguistik hat sich dieser Fragenkomplex dagegen (noch) nicht als relevantes Gebiet etabliert, obwohl es in der Anfangszeit durchaus Bemühungen in diese Richtung gab.

3.2 Wissenschaftshistorisches: Texteme und Allotexte, emische und etische Texte

An der Wende von den 1960er zu den 70er Jahren verortet man (in der Bundesrepublik Deutschland) einen sog. Linguistik-Boom. Seine wichtigste Wirkung bestand in der Reorganisation philologischer (zunächst vor allem germanistischer) Universitätsinstitute.

Waren diese traditionell in eine Alte/Ältere und Neue(re) Abteilung untergliedert, so kam jetzt als drittes Untergebiet die Linguistik hinzu.

Im Rahmen solcher Prozesse sind nicht nur administrative, sondern auch bestimmte Fachtexte besonders wichtig. Dazu gehörten in der Bundesrepublik zwei 1973 erschienene Werke, nämlich einerseits das *Funk-Kolleg Sprache*, andererseits das *Lexikon der germanistischen Linguistik* (LGL) (Althaus u. a. 1973). Beide beanspruchten, den Stand der modernen Linguistik im Überblick darzustellen. Dabei war wichtig, dass sie nicht nur die strukturalistische, sondern auch die (frühe) generativistische Schule einbezogen sowie Kommunikationsmodelle, Pragma-, Sozio- und Textlinguistik.

Das Funk-Kolleg Sprache nimmt eine Sonderstellung ein. Es gehört zu einer Serie, in der Radiosender in Verbindung mit dem Deutschen Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen (für Studien-Begleitbriefe) und Volkshochschulen (für Studien-Begleitzirkel) zusammengearbeitet haben, und zwar vor allem, um Menschen ohne Abitur den Zugang zum Studium zu ermöglichen. Entwickelt seit 1970, wurden die Sendungen ab September 1971 ausgestrahlt. Verbindlich eingeschrieben hatten sich dazu fast 17.000 Hörer, die Prüfungen ablegen konnten (organisiert durch die Kultusministerien von fünf Bundesländern). Diese Zahl ist noch relativ bescheiden, gemessen am Erfolg, den dann die (im Gegensatz zum LGL sehr preiswerte) Taschenbuchausgabe von 1973 erzielen konnte. Deren Vorwort orientiert ausführlich über die damaligen Bedingungen, zu denen insbesondere gehört, dass man noch auf kein vorliegendes Curriculum hatte zurückgreifen können, sondern dieses erst zu entwickeln war. Im Hintergrund standen folgende Voraussetzungen:

„In den nächsten Jahren ist eine grundlegende Neuordnung des Deutsch- und Fremdsprachenunterrichts zu erwarten. Damit Hand in Hand geht eine Neuorientierung des herkömmlichen Philologiestudiums. Grund ist die moderne Linguistik, die nicht mehr nach den historischen Wandlungen der Einzelsprachen fragt, sondern nach den allgemeinen Merkmalen und Strukturen des Zeichensystems Sprache.“ (Aus dem Paratext *Über dieses Buch*)

Das Funk-Kolleg Sprache vertritt in besonders ausgeprägter Weise die oben angesprochene Variante, nach der systemlinguistische Ansätze zwar die Grundlage der ‚modernen Linguistik‘ bilden (müssen), diese jedoch einzubetten sind in einen kommunikationswissenschaftlich orientierten Rahmen. Das erste Hauptkapitel (von insgesamt fünf) ist betitelt: *Kommunikation und Sprache*. Der Textlinguistik kommt in diesem Buch (besonders im Verhältnis zur Soziolinguistik) keine besonders große Bedeutung zu. Mit dem Ausdruck *Textem* erfolgt jedoch eine quasi konsequente Parallelisierung zur Phonem- und Morphemanalyse. Im LGL erscheint dieser Begriff dagegen nicht (auch nicht in der stark bearbeiteten 2. Auflage von 1980). Dieses Handbuch wendet sich auch viel eher an die etablierten Kreise in den Universitäten und bespricht sehr ausführlich verschiedene Ansätze und einzelne Arbeiten aus der frühen Textlinguistik. Auch hier werden jedoch von Anfang an eine auf die Langue gegenüber einer auf die Parole bezogene Sichtweise unterschieden. Während bei der zweiten übereinstimmend mit dem Funk-Kolleg die Kommunikativität thematisiert wird, soll es jedoch bei der ersten um (die Gesamtheit) von Textbildungsregeln gehen, so dass hier nicht Phonologie und Morphologie als Vorbild fungieren, sondern die Syntax.

Nun ist es relativ einfach, den Ausdruck *Textem* parallel zu *Phonem* und *Morphem* zu bilden, weniger klar ist allerdings, was man sich darunter vorzustellen hat. Im Glossar des Funk-Kollegs erscheinen die folgenden Erläuterungen:

Text: Sprachliche Äußerung; Ergebnis der → Realisierung eines → Textems.

Textem: Noch nicht realisierte sprachliche Struktur als Ergebnis der sprachlichen → Kodierung.

Textstruktur (= Textem): strukturierte Ketten von Sprachzeichen als Ergebnis der sprachlichen Kodierung.

Kodierung: vom Sprecher vorgenommene Umsetzung einer Vorstellung in eine sprachliche Äußerung.

Sie zeigen klar, dass Text wie Phon und Morph als konkrete/materielle Realisierung einer abstrakten (vorher nur kognitiv verfügbaren) Einheit konzipiert wird. Gewöhnlich bezeichnet man nicht materialisierte Ketten von Sprachzeichen als Wortlaut, und zwar – ebenso wie bei Morphemen und Lexemen – unabhängig von der medialen Verfasstheit: Die Frage, ob ein Morphem einer gesprochenen oder geschriebenen Einheit entspricht, stellt sich schlicht nicht; wir befinden uns auf einem Abstraktionsniveau, auf dem die Materialisierungsart keine Rolle spielt. Ein Schema (Abb. 1) zur Visualisierung wird als *Versuchsordnung* bezeichnet, da alle Faktoren, die sich außerhalb des zentralen Kastens befinden, (und zusätzlich u. a. Intention, Wissens- und Sprachspeicher)

„vorübergehend außer acht gelassen werden. Wohlgermerkt vorübergehend: Wenn die kausalen Beziehungen zwischen einem ideal homogenen denotativen Kode, der von einem idealen Sprecher aktiviert wird, zum produzierten Text analysiert und beschrieben sind, werden nach und nach weitere Faktoren in die Analyse einbezogen; so wird Schritt für Schritt die Beschreibung der Komplexität des Sachverhalts angenähert. Genau wie die ideale Kompetenz kann man auch die soziale Rolle eines Sprechers isolieren und dadurch idealisieren und fragen: Welche Merkmale X, Y und Z hat ein Text, der auf der Grundlage eines bereits beschriebenen Kodes in einer bestimmten sozialen Rolle produziert wird?

Wir haben zu zeigen versucht, daß nur einschichtige homogene und also idealisierte Objekte einer präzisen Analyse zugänglich sind. Daraus folgt, daß die Komplexität realer Sachverhalte in einer wissenschaftlichen Beschreibung nur dann annähernd zu erreichen ist, wenn man schrittweise analysiert und eine Menge elementarer Ergebnisse zu einer Gesamtbeschreibung zusammenfügt. Da wir die Aktivierung des Kodes durch einen Sprecher oder Hörer für das grundlegende Ereignis sprachlicher Kommunikation halten, beginnen wir die Gesamtuntersuchung mit der Analyse der idealen Kompetenz des idealen Sprechers/Hörers.“
(Funk-Kolleg Sprache 1973: Bd. 1, 82f.):

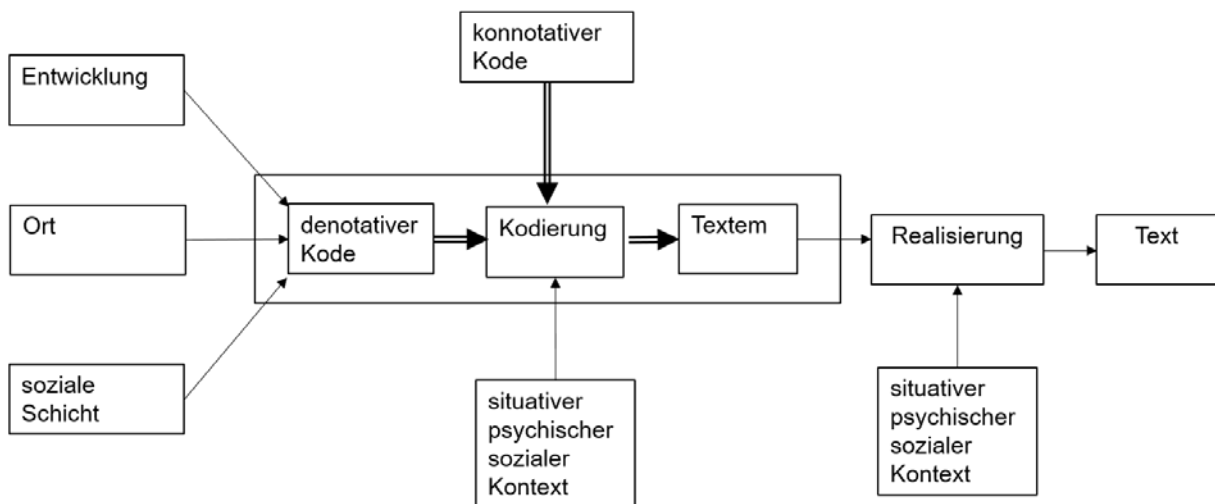


Abb. 1: Reduziertes Faktorenmodell für die Textbildung (nach Funk-Kolleg Sprache 1973: Bd. 1, 82)

Die Ausdrücke *Lexem* oder gar *Lex* kommen im Funk-Kolleg nicht vor, stattdessen spricht man dort von *Formativen*. Auch für Sätze fehlt eine entsprechende Parallele; sie werden als aus Konstituenten aufgebaut verstanden. Somit sind die Analogien auf den oberen Rängen doch nicht besonders konsequent durchgeführt. Auch kommt *Textem* außerhalb der zitierten Stelle nur noch einmal vor, und zwar in einem Sprachverhaltensmodell. Dieses sehr komplexe Schema setzt (im Rahmen der Studien zur gesprochenen Sprache in der Schule Hugo Stegers) Redekonstellationen und Textexemplare (statt wie früher Texte) in Beziehung (vgl. ebd.: Bd. 2, 196); weitere Erläuterungen zum Verhältnis von Text(exemplar) und Textem finden sich aber nicht.

So ist es eigentlich nicht erstaunlich, dass *Textem* nicht als gut etablierter Begriff gelten kann. Er erscheint zwar in manchen Fachwörterbüchern (vgl. dazu genauer Kolde 1999), u. a. bei Bußmann. Sogar Felder (2016: 34) benutzt ihn einmal; insgesamt bleibt er aber ebenso selten wie unklar.

Was die meisten davon abhält, ihn überhaupt einzusetzen, erklärt sich natürlich relativ einfach: Schon bei Sätzen rechnet man eigentlich nicht mit konkreten, d. h. im Wortlaut festgelegten Strukturen, die kognitiv gespeichert sind und in der Parole nur materialisiert werden, sondern mit viel abstrakteren Strukturen, nämlich allenfalls Satz-schemata, die in Äußerungen gewissermaßen erst lexikalisch und grammatisch ‚gefüllt‘ werden. Erst recht ist es bei Texten die Ausnahme, dass sie bei der materiellen Realisierung direkt aus dem Gedächtnis abgerufen werden, dort also schon gespeichert sind. Für Morpheme gilt dagegen genau das. Diese sind mit ihrer Signifiant-Seite gewiss nicht angeboren (wie man es für syntaktische Kategorien ja teilweise unterstellt), sondern müssen einzeln gelernt werden. Sie können dann allerdings auch nach abstrakten Regeln in neue Konstruktionen eingehen, d. h. in solche, die nicht schon im Lexikon überliefert sind. So ergibt sich die ‚traditionelle Arbeitsteilung‘ zwischen Lexikon - mit Einheiten, die auch über ein Lautbild im Sinne de Saussures verfügen - und Syntax, für die das nicht gilt. Die Parallelisierung von *Morphem* und *Textem*, so könnte man den Einwand zusammenfassend formulieren, unterstellt eine Vergleichbarkeit, die schlichtweg nicht gegeben ist. Daher kann es auf der Text- genau wie auf der Satzebene nur darauf ankommen, nach abstrakteren Größen, nämlich nach Satz bzw. Text-Bildungsregeln, zu suchen, statt zu unterstellen, dass bereits ‚kodierte‘ komplexe Einheiten im Gedächtnis gespeichert sind. Anders gesagt: Morpheme gelten als virtuelle Einheiten, die immer wieder neu realisiert werden, Sätze und Texte dagegen als erst im Äußerungsakt jeweils neu erzeugte.

Diese Vorstellung ist sehr verbreitet, entspricht aber m. E. einer Art denkstilbedingten Blindheit (vgl. Fleck 1980 und dazu Adamzik 2018b: Kap. 5.2.) gegenüber der sehr wohl möglichen Parallelisierung. Bevor dies in Kapitel 4 genauer ausgeführt wird, sollen noch einige frühe textlinguistische Ansätze vorgestellt werden, die der Vorstellung von Texten als virtuellen Einheiten am nächsten kommen (vgl. dazu ausführlicher Adamzik 2015: Kap. 2 und Adamzik 2016: Kap. 2.5.3.).

Besonders darum bemüht, die Parallelen wirklich konsequent durchzuführen, ist Walter A. Koch (1969, 1973), der zu diesem Zweck einen eigenen Begriffsapparat vorschlägt: Der Größe Wort entspricht darin ungefähr Logem, dem Satz ungefähr Syntaktem. Syntakteme sollen aus Subjekt und Prädikat bestehen, Texteme aus Topik, Thema und Komment – es handelt sich also nicht wie bei der ‚Kodierung‘ im Funk-Kolleg um eine spezifische Folge von Sprachzeichen, sondern um hochabstrakte Strukturen und eine Analyse von oben nach unten.

Roland Harweg geht dagegen umgekehrt vor und betrachtet die pronominale Verkettung aufeinanderfolgender Sätze. Er benutzt nicht den Ausdruck Textem, sondern unterscheidet

etische von emischen Texten. Dies entspricht einer gewollten „Abkehr von der Performanz und [...] Hinwendung zur Kompetenzorientiertheit“ (Harweg 1968, 21979: V), und zwar in dem Sinne, dass etische Texte dem Sprachgebrauch, nämlich real vorkommenden Einheiten, gleichzusetzen sind, während es sich bei emischen Texten um wohlgeformte Satzfolgen handeln soll, die sich durch ununterbrochene pronominale Verkettung konstituieren. In diesen erkennt Harweg „ein textgrammatisches Ideal, ein Ideal, das die textuelle Wirklichkeit, die aktuell vorliegenden Texte, auch solche von sogenannten guten Autoren, nur in den seltensten Fällen erreicht“ (Harweg 1975: 377). Natürliche Texte erscheinen hier also nicht nur als Performanzphänomene, sondern als ‚schlechte‘, nämlich normalerweise (!) nicht regelkonforme Sprachwirklichkeit.

Harwegs Definition des emischen Textes und die damit verbundene Neudefinition der Kategorie Pronomen wurden bald zurückgewiesen. Dennoch haben seine Arbeiten einen bedeutenden Einfluss gehabt, da er in sehr systematischer Weise Nominalgruppen danach differenziert, in welche Wiederaufnahme-Relationen sie eingehen können. Solche Gliederungen bilden noch immer den Kern der Behandlung der Kohäsionsmittel (vgl. dazu weiter Adamzik 2016: Kap. 7.1.).

Noch weniger Einfluss als Harwegs terminologische Neologismen haben diejenigen von Koch gehabt. Die von ihm nur angedeutete Top-Down-Analyse stellt jedoch die zweite wesentliche Methode in der Textlinguistik dar. Besonders bekannt sind die Vorschläge von Teun A. van Dijk, der zwischen Makrostrukturen und Superstrukturen differenziert. Die ersten operieren auf Propositionen, von denen in einem rekursiven Prozess mehrere zu Makropropositionen zusammengefasst werden, bis sich auf der obersten Ebene eine Kurzfassung des Textes ergibt. Die Grundlage bilden also konkrete Texte und das Vorgehen entspricht dem Bottom-Up-Modell. Superstrukturen stellen dagegen Schemata für den Grobaufbau von Textsorten dar. Allerdings stehen dabei nicht hochstandardisierte Kleinformen (Wetterbericht usw.) im Vordergrund, sondern potenziell sehr komplexe Einheiten – besonders häufig zitiert findet sich van Dijks Schema zu Erzähltexten (vgl. van Dijk 1980: 142).

Die Superstrukturen van Dijks sind fast so abstrakt wie das Textem von Koch, der Inhalt ist nämlich überhaupt nicht spezifiziert. Makrostrukturen sind dagegen am Inhalt orientiert, sollen diesen zusammenfassen; daher umfassen sie auch die besonders wesentlichen lexikalischen Elemente bzw. Themenwörter. Bei van Dijk erscheinen Makrostrukturen als Ergebnis wissenschaftlicher Analyseverfahren. Er unterstellt allerdings, dass auch gewöhnliche Sprachteilhaber diese intuitiv anwenden, wenn sie Texte verarbeiten:

„Wir müssen uns Einsicht verschaffen in das sehr wesentliche Vermögen des Sprachgebrauchers, das ihm ermöglicht, auch bei sehr langen und komplizierten Texten Fragen zu beantworten wie ‚Wovon war die Rede?‘, ‚Was war der Gegenstand des Gesprächs?‘ u. ä. Ein Sprachgebraucher kann das auch dann, wenn Thema oder Gegenstand selbst als ganzes nicht explizit im Text erwähnt werden. Er muß also das Thema aus dem Text *ableiten*.“ (van Dijk 1980: 45; Hervorhebung im Orig.)

Nun ist es allerdings gar nicht immer nötig, Themen ‚ abzuleiten‘, weil bestimmte Themen, Motive, Stoffe, Topoi, ... zum kollektiven Gedächtnis gehören und also immer wieder reproduziert werden, so dass man sie nur wiedererkennen muss. Das ist besonders an mündlich überlieferter (Volks)Literatur, speziell Märchen, gezeigt worden. Solche Forschungen greift nun Koch (1971) in einem weiteren Aufsatz auf und erörtert an diversen Beispielen die Frage, wann es sinnvoll ist, hier von einem Textem und verschiedenen Allotexten zu sprechen und wann es angemessener erscheint, mit verschiedenen Textemen

zu rechnen, die ja (im Sinne von Archetypen) auch unabhängig voneinander in verschiedenen Kulturen erscheinen können.

In vielen Fällen unterliegt es allerdings nicht dem geringsten Zweifel, dass es sich um Texte handelt, die überliefert werden, möglicherweise über Jahrhunderte oder gar Jahrtausende. Wenn sie über einen sehr langen Zeitraum überliefert werden, erscheint ‚derselbe‘ Text notwendigerweise in verschiedenen Sprachstufen. Ferner ist erwartbar, dass er in verschiedenen Varietäten vorliegt, in oral geprägten Kulturen insbesondere regionalen, aber z. B. auch in konfessionellen, wenn man etwa an die Bibel als besonders variantenreich überlieferten Text denkt. Angesichts dessen ist es schon erstaunlich, dass in der Textlinguistik das Interesse an Mustern, Textsorten-Schemata, Diskurstraditionen, kommunikativen Gattungen, ..., kurz gesagt: an Einheiten sehr hoher Abstraktionsebene das an der Überlieferung konkreter Texte und Wortlaute fast vollständig überlagert.

4 Virtuelle Einheiten auf der Textebene

Mit mündlich tradierten Stoffen, insbesondere volkstümlichen, haben wir den Gegenstand vor uns, bei dem es unausweichlich ist, (bestimmte) Texte zu parallelisieren mit (bestimmten) Wörtern, sie nämlich als Einheiten zu begreifen, die zum kollektiven Gedächtnis gehören und immer wieder neu realisiert werden, mitunter also auch in mehr als milliardenfacher Materialisierung. Bei solcher Reproduktion kann man von Performanz in besonders positivem Sinn sprechen, es kann sich nämlich durchaus um ‚Aufführungen‘ handeln, in denen es um Virtuosität geht - für diese ist Variation konstitutiv.

Solchen überlieferten, aber doch notwendigerweise immer wieder neu und jeweils mehr oder weniger anders realisierten Einheiten gilt die klassische Studie von André Jolles (1930) zu Einfachen Formen. Sie ist nicht nur in literaturwissenschaftlichen und volkskundlichen Arbeiten breit rezipiert, sondern – allerdings recht spät - auch in der Textlinguistik aufgegriffen worden (vgl. dazu Fix 1996). Auf Jolles (neben vielen anderen Arbeiten zur oral poetry) bezieht sich auch Thomas Luckmann (1927-2016) in seinem wissenssoziologischen Ansatz (vgl. besonders Luckmann 2002: 165f.; und Auer 1999: Kap. 16). Während das gemeinsam mit Peter L. Berger (1929-2017) schon 1966 verfasste Buch auf ein außerordentliches Echo stieß und bald zum Klassiker aufstieg, sind Luckmanns zahlreiche seit den 80er Jahren entstandene Arbeiten (am besten zugänglich über die Aufsatzsammlungen von 2002 und 2007) weniger verbreitet. Dabei geht es in ihnen um nichts weniger als *Das kommunikative Paradigma der ‚neuen‘ Wissenssoziologie*. Dazu hat Luckmann einen Vortrag auf dem Symposium *New paradigms in contemporary sociology* gehalten, kommentiert dies freilich folgendermaßen:

„Ich möchte hier kein neues theoretisches Paradigma vorstellen. Im Grunde bin ich sogar sehr skeptisch, was Positionen angeht, die beanspruchen, neue Paradigmen zu präsentieren. Vertreter von Neuigkeiten leiden herkömmlich sowohl unter historischer Kurzsichtigkeit als auch unter dem Drang, Marginalitäten überzubewerten – und großrednerische Prediger von Paradigmenwechseln haben in der Regel Kuhns Theorie [...] völlig fehlinterpretiert.

Dennoch möchte ich nicht bezweifeln, daß in einigen Teilen der Gesellschaftstheorie ein Wandel vollzogen wurde, der zu einer vermehrten theoretischen Beachtung der Kommunikation als einer wesentlichen sozialen Tatsache führte [... Bourdieu, Luhmann, Habermas]. Ich möchte mich hier jedoch nicht mit diesen theoretischen Entwicklungen auseinandersetzen, sondern meine eigene Position vorstellen – eine Position, die eine empirische Ausweitung des Versuchs darstellt, den Berger und ich [...] vor mehr als einem Vierteljahrhundert unternommen haben: einige Schlüsselbegriffe der allgemeinen Soziologie im Sinne dessen neu zu definieren, was man als ‚neue‘ Wissenssoziologie bezeichnet hat. Neben meiner Arbeit in der Religionssoziologie habe ich mich zunehmend auf die Entwicklung einer soziologischen Sprachtheorie und anschließend auf die detaillierte Analyse

kommunikativer Formen konzentriert, in denen Wissen oder, allgemeiner, Sinn und moralische Orientierungen erzeugt, vermittelt und reproduziert werden.“ (Luckmann 2002: 201)

Im Mittelpunkt steht dabei das Konzept der kommunikativen Gattungen. Eingegangen ist dieses auch in diverse Unterprojekte des Konstanzer Sonderforschungsbereichs Literatur und Anthropologie (SFB 511; 1996-2002), insbesondere in das Projekt Anthropologische Funktionen nichtschriftlicher kommunikativer Formen und Gattungen: Thematisierung des Menschlichen, sekundäre Ästhetisierung und Fiktionalisierung (1996-1998). An diesem Projekt haben auch Susanne Günthner und Helga Kotthoff mitgewirkt; dies erklärt, dass das Konzept der kommunikativen Gattungen in der Gesprächs-/ Konversations- bzw. Interaktionsanalyse sehr prominent ist.

Unter diesen Voraussetzungen könnte man erwarten, dass die außerordentlich breit ausgerichtete – u. a. Literatur, Religion, Mythos, Wissenschaft und Alltagswelt zusammen denkende – Sichtweise Luckmanns auch zu einer besseren Verständigung einerseits zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft, andererseits innerhalb der letzten zwischen Text- und Gesprächslinguistik geführt hat. Davon kann aber (noch) keine Rede sein. Vielmehr geht die Tendenz derzeit deutlich in Richtung auf immer spezialisiertere Subdisziplinen (bzw. ‚Paradigmen‘) und die Hervorhebung von Gegensätzen. Dazu gehört, dass viele TextlinguistInnen literarische Texte aus ihrem Objektbereich ausschließen (vgl. Adamzik 2017: bes. Kap. 4) und sich zunehmend auch wieder nur mit schriftlich Fixiertem auseinandersetzen wollen (für Nachweise vgl. Adamzik 2016: Kap. 2.5.2., Anm. 23). Dies führt zur Präsentation von Textsorten und kommunikativen Gattungen als konkurrierenden Konzepten (vgl. so auch Auer 1999: 176f.):

„Die Termini ‚kommunikative Gattungen‘ und ‚Textsorten‘ sind nicht gleichzusetzen. Das Konzept der kommunikativen Gattung basiert auf der Annahme, dass eine dialogische Kommunikation vorliegt, das Textsortenkonzept geht für den prototypischen Fall gerade nicht von dieser Annahme aus.“ (Dürscheid 2005)

„Gattungen werden [...] nicht etwa als homogene, statische Gebilde mit festgelegten formalen Textstrukturen betrachtet, sondern als Orientierungsmuster für die Produktion und Rezeption von Diskursen.“ (Günthner 2000: 21)

In ihrer Rezension zu Günthner merkt Fix zu Recht an,

„dass die Charakterisierung der Textlinguistik dem jetzigen Forschungsstand der Textsortenforschung, für die die Annahme beweglicher, prototypischer Textsorten und deren Einbettung in kommunikative Zusammenhänge doch mittlerweile selbstverständlich ist, nicht ganz gerecht wird“ (Fix 2002: 292).

Es wird aber m. E. auch das Potenzial nicht ausgeschöpft, das Luckmanns Wissenssoziologie für die Textlinguistik bietet (vgl. im Ansatz so Heinemann / Heinemann 2002) – Textlinguistik hier verstanden in einem weiten Sinn, denn die Entgegensetzung von Schriftlichkeit und Mündlichkeit läuft dem Anliegen Luckmanns zuwider; sie passt ja auch nur schlecht zu den Titeln des Konstanzer SFB und des genannten Teilprojekts.

Wenn Luckmann sich ausdrücklich den mündlichen Gattungen, der Face-to-Face-Kommunikation, zuwendet, so geschieht dies nicht etwa, weil er die schriftlichen Formen der „Tradierung und Vermittlung bestimmter gesellschaftlich relevanter Wissensbestände“ – so bringt Auer (1999: 177) die Funktion von Gattungen auf den Punkt – für unwichtig hielte: Wenn eine Gesellschaft über Schrift verfügt, dann wird das Tradierenswerte auch schriftlich festgehalten. Er konstatiert jedoch ein Versäumnis der traditionellen Soziologie; diese habe nämlich „die Frage nach der kommunikativen ‚Urproduktion‘ von Sinn und Kultur im Gesellschaftszusammenhang entweder nur auf der abstrakten Ebene von ‚Geist‘ und

„Gesellschaft‘ gestellt oder ganz ausgeklammert“ (Luckmann 2002: 158f.). Kommunikative Urproduktion möchte ich dahingehend interpretieren, dass sich Gesellschaften (wie Sprachen) und gesellschaftliche Gruppen (wie sprachliche Varietäten) nur erhalten können, indem sie die relevanten Wissensbestände immer wieder neu aktualisieren, sie sich zu eigen machen und weiterbearbeiten. Dies geschieht am unmittelbarsten in mündlicher Interaktion, in der die Teilnehmer auch körperlich beieinander sind (vgl. Luckmann 2002: 187).

Die Einfachen Formen sind nun gewissermaßen der Inbegriff solcher mündlichen Traditionen, und Jolles (1930 / 1999: 262) meint sogar, dass sie der Schrift „zu widerstreben scheinen“. Davon kann in einer Zeit, in der die Publikation von gesammelten Märchen, Sagen, Witzen, Sprüchen ... einem florierenden Geschäft entspricht, eigentlich keine Rede sein; auch von den mittelalterlichen Legenden wüssten wir allerdings nur wenig, wenn sie nicht auch aufgeschrieben worden wären. Die Bedeutung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit für die Tradierung gesellschaftlich relevanten Wissens scheint also doch verwickelter. Dem soll unter Rückgriff auf die Ausführungen von Luckmann und Fix (2009 / 2013) zu Jolles und der Frage nachgegangen werden, wie stark kommunikative Gattungen bzw. Textsorten verfestigt sind – oder: wie viel Variation sie aufweisen.

In der wohl frühesten Erwähnung kommunikativer Gattungen bei Luckmann² erfolgt der Rückgriff auf Jolles‘ Einfache Formen noch nicht explizit, es ist aber offensichtlich, dass sie im Hintergrund stehen:

„In allen Gesellschaften werden Stileinheiten des Sinns als kommunikative Gattungen objektiviert und bilden Sinnsetzungstraditionen. In Schriftkulturen werden zusätzlich auch literarische Genres ‚bereitgestellt‘, die den einzelnen noch stärker von eigenständigen Sinnsetzungen und -findungen entlasten können. Kommunikative Gattungen reichen von alltäglichen Sprichwörtern bis zu Fabeln, von Fluch- und Schimpfkonzventionen bis zu Heiligenlegenden.“ (Schütz / Luckmann 2017: 450)

Eine Entgegensetzung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Alltags und Hochkultur ist nicht zu erkennen; ferner geht es offensichtlich nicht in erster Linie um Muster für die Lösung alltäglicher Kommunikationsaufgaben - in diese Richtung verflachen die Vorstellungen von Textsorten / kommunikativen Gattungen besonders leicht -, sondern um anthropologische Grundaufgaben der Sinnfindung. Diese stehen auch bei Jolles im Mittelpunkt (vgl. bes. den Ausblick in Jolles 1930 / 1999: 262-268, wo er erwägt, ob sich die Einfachen Formen in allen Kulturen finden).

Zumindest aus heutiger Sicht etwas befremdlich wirken die beiden zentralen Termini, mit denen Jolles arbeitet, nämlich Geistesbeschäftigung und Sprachgebärde. Zum ersten hat Luckmann sich folgendermaßen geäußert:

„Nach Jolles entwickeln sich diese kleinen Gattungen gewissermaßen von selbst aus der Sprache, wenn der Mensch der Welt mit einer bestimmten ‚Geistesbeschäftigung‘ begegnet. Jeder einfachen Form ordnet Jolles die für sie spezifische und maßgebliche Geistesbeschäftigung zu: dem Memorabile etwa die ‚Geistesbeschäftigung mit dem Tatsächlichen‘, dem Märchen dagegen die der ‚naiven Moral‘. Statt von Geistesbeschäftigung zu reden, würden wir heute eher, wie es H. R. Jauss vorgeschlagen hat, den Schützischen Begriff der ‚Subsinnwelt‘ verwenden. Die kleinen (vorliterarischen) Gattungen können soziologisch als Organisationsformen des Alltagswissens verstanden werden, die darauf

² Sie findet sich im zweiten Band der von Alfred Schütz (1899–1959) konzipierten *Strukturen der Lebenswelt*, die Luckmann ab den frühen 60er Jahren für die Publikation bearbeitet hat. Während der erste Band 1973 in englischer und 1975 in deutscher Sprache erschien, zog sich die Arbeit am zweiten Band, der „deutlicher die Handschrift des Forschungsprofils von Luckmann“ zeigt (Vorwort von Martin Endreß zu Schütz / Luckmann 2017: 4) bis in die 80er Jahre hin (Erstveröffentlichung deutsch 1984, englisch 1989).

angelegt sind, die intersubjektive Erfahrung der Lebenswelt unter verschiedenen Sinnkriterien zu thematisieren, zu bewältigen und zu vermitteln.“ (Luckmann 2002: 166; Anm. 16)

Für Schütz ist die Auffassung zentral, dass sich die Lebenswelt in verschiedene Wirklichkeitsbereiche mit jeweils eigener Sinnstruktur untergliedert: „alle Erfahrungen, die zu einem geschlossenen Sinngelände gehören, weisen einen besonderen Erlebnis- bzw. Erkenntnisstil auf“ (Schütz / Luckmann 2017: 54). Neben der alltäglichen Lebenswelt gehören dazu die Welt des Traums, der Literatur, der Religion und der Wissenschaft (vgl. dazu weiter Adamzik 2018b: Kap. 2.4.). Wo Jolles von verschiedenen Geistesbeschäftigungen spricht, unterscheidet Luckmann Gattungsfamilien, mit denen kollektive ‚kommunikative Probleme‘ bearbeitet werden.

„Die wichtigsten davon sind: Wie werden relevante Aspekte der Vergangenheit vor dem Vergessen bewahrt? Wie werden zukünftige Handlungen geplant und umgesetzt? Wie wird Allgemeinwissen oder Sonderwissen vermittelt? Wie werden Vorstellungen guten Lebens formuliert und gestützt? Offensichtlich sind Probleme dieser Art universell.“ (Luckmann 2002: 184)

Die dem zuerst genannten Problem geltenden rekonstruktiven Gattungen hält Luckmann (ebd.: 178) für „eine der wichtigsten sprachlich-kommunikativen Funktionen in menschlichen Gesellschaften“. Dabei bezieht er sich keineswegs jeweils auf Gesamtgesellschaften, sondern auf Formationen aller Art und auch auf Individuen.

„Zu verstehen, wie eine Gesellschaft, eine Gruppe, eine Organisation, eine Institution, eine Person Ausschnitte und Gesamtheiten ihrer Vergangenheiten aufbereiten und vermitteln, heißt, Wesentliches über eine Gesellschaft, Gruppe, Institution, Person zu verstehen. Ein wesentlicher Teil der historischen gesellschaftlichen Konstruktionen von Wirklichkeit besteht erstens aus vielschichtigen kommunikativen Bearbeitungen von Vergangenheit und zweitens aus der Vermittlung der Ergebnisse solcher Bearbeitungen über Generationen hinweg. Über kommunikative Vorgänge und Gattungen hinaus, deren Hauptfunktion Vergangenheitsvergegenwärtigung ist, dürften sich rekonstruktive Funktionselemente auch in vielen anderen, vor allem zukunftsplanenden, moralisch-pädagogischen und – auf personaler und Gruppenebene – identitätsstiftenden kommunikativen Vorgängen und Gattungen finden.“ (Luckmann 2002: 179)

Der Hinweis auf die identitätsstiftende Funktion solcher Gattungen stellt die Verbindung zur Varietätenproblematik her, auf die Luckmann auch explizit eingeht. Dies führt auf die Frage nach der Festigkeit von Gattungen und der Bedeutung verfestigter Formen überhaupt zurück. Auer (1999: 177) erkennt als Fortschritt von Luckmanns Gattungsbegriff gegenüber dem der Textsorten,³ er werde „nicht so weit, daß er sinnlos würde: nicht alles Sprechen findet in Gattungen statt“. Bei Luckmann heißt es dazu:

„Wenn man alltägliche kommunikative Interaktionen von Angesicht zu Angesicht betrachtet und anhört, wird offensichtlich, daß gattungsartig festgelegte Interaktionen wie Inseln im Fluß weniger streng strukturierter kommunikativer Prozesse auftreten. Zweifellos kann ein Individuum in einigen kommunikativen Handlungen einem selbstgewählten Ablauf kommunikativer Schritte folgen, um das Ziel zu erreichen, das es sich selbst gesetzt hat. Die Wahlen sind eingeschränkt von morpho-phonetischen, syntaktischen und lexikalischen Regeln und von klassen-, milieu-, geschlechts-, alters- und situationsabhängigen Regelungen des Sprachgebrauchs.“ (2002: 179; vgl. auch ebd.: 198)

Der Hinweis auf eine Skala von Vorstrukturiertheit und die Auflistung der Variationsparameter zeigen, dass Luckmann einen denkbar weiten Phänomenbereich im Auge hat; angesichts des Anspruchs, eine soziologische Sprachtheorie zu entwickeln, kann

³ Es muss wie bei Günthner auch hier betont werden, dass nur bestimmte, allerdings einflussreiche Ausrichtungen (z. B. Brinker) annehmen, jeder Text folge einer Textsorte; vgl. 3.1.

das auch nicht erstaunen. Es fragt sich allerdings, welchen Stellenwert die Rückbesinnung auf die Einfachen Formen eigentlich hat. Halten wir vorerst nur – als wenig spektakulären Hinweis - fest, dass neben den in der Variationslinguistik im Vordergrund stehenden phonetischen, grammatischen und lexikalischen Variablen selbstverständlich auch die Kenntnis und der Gebrauch von Gattungen gruppen- bzw. varietätenspezifisch sein können. Luckmann (vgl. 2002: 167) spricht dabei von der Außenstruktur kommunikativer Gattungen, die insbesondere relevante soziale Milieus und Situationen betrifft. Auf die Binnenstruktur komme ich etwas später zu sprechen, weil sich hier m. E. der Vergleich zum Ansatz von Fix als interessant erweist.

Fix geht es aus textlinguistisch-rhetorisch-stilistischer Sicht darum, Textsorten danach zu gruppieren, inwiefern sie in ihrer Oberflächenstruktur festgelegt sind bzw. wie viel und welche Variation sie zulassen. Sie unterscheidet zentral drei Gruppen (Abb. 2): Zwischen den in der Rhetorik als Verbrauchsrede bezeichneten Gebrauchstexten und den für die Überlieferung ausgearbeiteten Texten (Wiedergebrauchsrede) siedelt sie als Reproduziertexte eben jene nicht absichtlich gestalteten kleinen Gattungen an, die Jolles mit Jacob Grimm auch als Naturpoesie bezeichnet. Sie weisen (schon aus mnemotechnischen Gründen) eine gewisse ästhetische Formung auf, sind aber für Variation relativ offen, während die echten Kunstwerke Änderungen nicht zuließen.

1	Zitierter Texte	in jeder Hinsicht festgelegte ästhetisierte Form; Wiedergebrauchsrede	Choral; literarische Texte
2	Reproduziertexte	durchgehaltener ästhetischer Gestus	Märchen; Einfache Formen
3	Mustertexte	mit signalhaften, die Textsorte indizierenden Merkmalen ohne grundsätzlichen Ästhetisierungsanspruch; Verbrauchsrede	Gutachten; Gebrauchstexte
4	Abweichungstexte	erkennbar intendierte Abweichung zu Texten vom Typ 1–3	Antisprichwörter

Abb. 2: Textsortengruppen (nach Fix 2009 / 2013: 188, 201; vgl. auch Fix 2009b: 17f.)

„Im Fall der literarischen Texte sind Änderungen nicht möglich bzw. gar nicht angestrebt. Wo mehrere Fassungen eines Textes vorliegen, wird man immer bemüht sein, die ‚authentischste‘ (Erstfassung, Fassung letzter Hand) herauszufinden. Die ‚Wiederverwendung‘ literarischer Texte besteht darin, dass sie immer wieder neu rezipiert werden können, jeweils bezogen auf dieselbe Textoberfläche, aber durchaus in sehr verschiedenen Lesarten. Was die Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft mit literarischen und rituellen Texten bleibend installiert hat, ist ja nicht (nur) das Textmuster (type), das hat sie mit der Herausbildung von Gattungen bereits geschaffen. Es ist vielmehr [...] das Textexemplar (token) selbst: z. B. die Novelle ‚Immensee‘ von Storm, das Kunstmärchen ‚Vom hässlichen jungen Entlein‘ von Christian Andersen, der Choral ‚O dass ich tausend Zungen hätte‘ und die christlichen Losungs- und Segenssprüche.“ (Fix 2009 / 2013: 198f.)

Die Abweichungstexte kommen in der eigentlichen Gliederung nicht vor, sondern werden erst am Schluss erwähnt. Sie stehen quer zu den drei Hauptgruppen und können auf allen dreien operieren. In diese Gruppe gehören auch die Beispiele [1] und [2] vom Anfang dieses Beitrags, die ich als Sprachspiele bezeichnet habe, um ihren besonderen Stellenwert hervorzuheben: Es handelt sich um ein eigenes Sinngelände bzw. eine ‚Subsinnewelt‘.

Es scheint mir nun sinnvoll, die Vorstellungen von Fix zusammenzubringen mit Luckmanns Rede von der kommunikativen Urproduktion, zumal Fix sich bei den strikt fixierten Textsorten (Gruppe 1) auf die Rezeption als Form der Tradierung und auf Lesarten als Varianten beschränkt. Für nicht ganz überzeugend halte ich es, rituelle und literarische Texte zusammenzugreifen und sie als Zitierter Texte zu bezeichnen. Für beide Gruppen ist das Zitieren nämlich eine untypische oder jedenfalls sekundäre Form der Weiterbearbeitung.

Charakteristisch ist das Zitieren vielmehr für Wissenschaftstexte, also die Gattungen, die die Aufgabe bearbeiten, Sonderwissen weiterzugeben. Sie sind – nach unserem Wissenschaftsverständnis – auf die auszugsweise Wiedergabe angelegt, an die sich dann Zustimmung, Kritik, Korrektur, Weiterentwicklung o. Ä. anschließt. Zitieren kann man natürlich auch alle anderen Arten von Texten. Für rituelle Texte, Choräle und von den literarischen mindestens für Dramen ist aber das Aufführen die charakteristischste Weiterbearbeitung. Insofern handelt es sich also auch um Texte, die zur Reproduktion gedacht sind, und zwar in eben jener kommunikativen Urproduktion, die den Sinn der Texte wieder neu lebendig macht: Ein Glaubensbekenntnis zu zitieren (Geistesbeschäftigung bzw. Sinngelände: Wissensvermittlung), ist etwas ganz anderes, als es zu sprechen, um die Illokution für den Sprecher zu aktualisieren (Sinngelände: Religionsausübung).

Auch der Ausdruck *Mustertexte* für die dritte Gruppe scheint mir insofern problematisch, als man unter Mustertexten gewöhnlich solche versteht, die als Muster bzw. Vorlagen für neue Texte fungieren (z. B. Musterbriefe oder -verträge). Wiederum würde man dies dem Sinngelände Wissensvermittlung zuordnen, genauer: dem Vertrautmachen mit Konventionen mittels exemplarischer Realisierungen. Solche ‚Rezepte‘ samt Proben finden wir für Gebrauchs- wie auch für Kunstformen oder sonst anspruchsvollere Texte, sie sind keineswegs mit der Regelpoetik ausgestorben. Es gibt Kurse und Lehrbücher nicht nur für wissenschaftliches, sondern auch für literarisches Schreiben (vgl. z. B. textmanufaktur.de oder schreibszene.ch), für Verkaufsgespräche, Verhöre, Predigten, interkulturelle Begegnungen usw. Nur bei solchen Lehr- und Übungsformen scheint es mir überhaupt sinnvoll zu sein, von der Tradierung von Gattungen zu sprechen. Normalerweise werden Gattungen dagegen nur implizit tradiert, und zwar indem entsprechende Texte tradiert werden. Das kann man ganz analog zum elementaren Fremdspracherwerb sehen: Grammatische Regeln kann man zwar explizit formulieren, lehren und lernen, der rezeptive und produktive Gebrauch von Sprache ist aber bekanntlich erheblich bedeutsamer und vor allem wirksamer. Wenn es um ein hohes Niveau der Sprachbeherrschung geht, sagen wir die legendäre Stufe C2 des Referenzrahmens, die sich auch in der Muttersprache nicht von selbst einstellt, lässt sich eigentlich kaum vorstellen, wie man sich die entsprechenden Kompetenzen bzw. Wissensbestände anders aneignen könnte als durch die Rezeption entsprechender Texte. Dabei sollte man die Aufmerksamkeit auch auf die Form richten (vgl. in diesem Sinne das Lehrbuch von Graefen / Moll 2011 und Adamzik 2018b: 291f.).

Die klassifikatorische Herangehensweise, die Texte nur als Produkte in den Blick nimmt, stößt hier grundsätzlich an ihre Grenzen: Sie kann nicht erfassen, dass man mit Texten auch anders umgehen kann, als es der Produzent beabsichtigt hat (vgl. dazu auch Adamzik 2016: Kap. 5.4.). So kann sich jeder selbst Texte zum Vorbild nehmen und sie nachahmen. Dazu gibt es eine interessante Passage bei Luckmann, in der er die Gegensätze zwischen oralen Gesellschaften und den heutigen Verhältnissen unterstreicht:

„Sowohl strukturell als funktional als auch hinsichtlich der Trägerschaft, des Milieus etc., herrschen im allgemeinen bei *mündlichen* Genres in ‚*mündlichen*‘ Kulturen ziemlich klare Verhältnisse. Bei *schriftlichen* Genres in *Schriftkulturen* ist die Sache wegen ihrer Verfügbarkeit in Texten zwar einerseits einfacher, wegen des Nebeneinanders mündlicher und schriftlicher Genres aber zugleich auch unübersichtlicher. Bei mündlichen Gattungen haben wir es meist mit kommunikativen Formationen zu tun, die in literarischen Genres gar nicht oder nur in radikal verwandelten Entsprechungen auftreten. Sie werden aber von Menschen verwendet, die in einer massenhaft verschrifteten Kultur leben. So kommt es zu merkwürdigen Brechungen und Transformationen. Diese werden in modernen Gesellschaften durch die elektronischen Massenmedien noch vervielfacht. Nicht nur reden Leute nach der Schrift, manche führen Gespräche nach der Literatur, erzählen Witze nach Witzsammelbänden, führen Verkaufsgespräche nach Textbüchern, umwerben ihre Liebste nach filmischen

Vorlagen, antworten in Interviews wie sie unzählige andere (Sportler, Schauspieler, Politiker, ‚repräsentative‘ Alltagsmenschen) in Fernseh-Interviews antworten gehört und gesehen haben.“ (Luckmann 2002: 173f.; Hervorhebungen im Orig.)

Texte, die einem Muster folgen (Fix‘ Gruppe 3), gehören der alltäglichen Lebenswelt an, in der ständig konkrete Einzelprobleme zu bearbeiten sind. Hier ist es besonders sinnvoll, von Routinisierung zu sprechen, die das Individuum entlastet, während rituelle Texte wie Glaubensbekenntnisse möglichst nicht routinehaft realisiert werden sollten – das nähme ihnen ihren spezifischen Sinn. Auch rituelle Texte sind allerdings vor Variation nicht geschützt. Das ist uns nicht zuletzt aus der christlichen Tradition vertraut und wird gerade im Lutherjahr anlässlich einer neuen Übersetzung viel diskutiert. Thomas Cramer berichtet in diesem Zusammenhang von einer regelmäßig misslingenden kommunikativen Urproduktion. Er geht aus von einem subjektiven

„Erlebnis, dass [sic] sich indessen, wie ein naturwissenschaftliches Experiment zu jeder beliebigen Zeit wiederholen lässt, indem man einem protestantischen Gottesdienst beiwohnt. Gegen dessen Ende fordert der Pfarrer die Gemeinde auf, gemeinsam das Vaterunser zu beten. Die Gemeinde erhebt sich und wartet darauf, ob der Vorbeter, wie angekündigt, das Vaterunser oder, wie meist, ein Unservater betet. Das gemeinsame Gebet setzt so wie ein schlecht dirigiertes Orchester mit einer kleinen Stolperkadenz ein. Das wäre abzufangen, stellten nicht die folgenden Worte völlig unterschiedliche Lesarten dar: ‚im Himmel‘, ‚in dem Himmel‘, oder, wie ich es als Konfirmand gelernt habe: ‚der du bist im Himmel‘, - und so geht es Satz für Satz, bis endlich die Variante ‚erlöse uns von dem Übel,‘ [sic] bzw. ‚Erlöse uns von dem Bösen‘ dem kakophonischen Gemurmel ein Ende macht, denn merkwürdigerweise bleibt die doxologische Formel unangetastet.“ (Cramer 2013: 123)

Ähnliches kann man auch beobachten, wenn die (deutsche) Nationalhymne gesungen wird, während Mitglieder von Fußball-Fanclubs ihre Schlachtenlieder bestens beherrschen und vollster Überzeugung lautstark artikulieren. Der Vergleich dieser beiden Konstellationen, in denen die identitätsstiftende Kraft von Gruppentexten (vgl. Adamzik 2018a) ganz unterschiedlich gut funktioniert, verdeutlicht m. E. besonders gut den Nutzen des Rückgangs auf die Mündlichkeit als kommunikative Urproduktion. Man muss Gottesdiensten beiwohnen und an Interaktionen unter Jugendlichen teilnehmen, um über das Funktionieren der jeweiligen Varietäten Aufschluss zu gewinnen. Da wir aber in einer massenhaft verschrifteten und außerdem noch durch elektronische Medien geprägten Kultur leben, ist es ganz abwegig, mündliche Gattungen und schriftliche Textsorten einander entgegenzusetzen, statt sie aufeinander zu beziehen. So gesehen ist die Betonung der grundsätzlichen Flüchtigkeit mündlicher Interaktion (etwa im Sinne von Fiehler u. a. 2004) eigentlich kontraproduktiv und führt auch auf die Frage, wieso man denn eigentlich so viel Aufwand in die Untersuchung von Prozessen investieren sollte, die erklärtermaßen nur für den Moment gedacht sind und keinen darüber hinausweisenden Sinn implizieren. Nach Luckmanns Ansatz sind die unzähligen Einzelinteraktionen ebenso wie fixierte Texte dagegen als Elemente eines Kreislaufs zu verstehen, ohne die kollektiver Sinn eben nicht ‚erzeugt, vermittelt und reproduziert‘ (s. o.) werden kann.

Wir müssen nun noch auf die Sprachgebärde kommen. Fix interpretiert diese als eine die Form betreffende Kategorie:

„Unter Sprachgebärde versteht Jolles den formulierenden, sprachlich gestaltenden Zugriff auf die Welt, die spezifische *Gestalt/Gestaltetheit* der Textoberfläche, [...], die er für den spezifischen Fall der Einfachen Formen, für Typen mündlichen, aber sich in festen Bahnen bewegendem Erzählens und auch für schriftliche Texte beschreibt. Die Sprachgebärde, die *Textlokution*, meint alles das, was an einem Text sprachlich-formulativ nicht fehlen darf, damit der Text als bestimmte Einfache Form, z. B. als Märchen, erkannt wird. Das reicht von den

sprachlichen Bildern bis hin zu allen lexikalisch-morphologisch-syntaktischen Mitteln, die am Ausdruck des Gestus beteiligt sind.“ (Fix 2009 / 2013: 193; Hervorhebungen im Orig.)

Bei Luckmann, der diesen Begriff nicht ausdrücklich kommentiert, ist die Sprachgebärde auf jeden Fall der Binnenstruktur von Gattungen zuzuweisen; diese besteht aus

„Gesamtmustern recht verschiedenartiger Elemente: aus Worten und Phrasen, Gesamtregistern, Formeln und formelhaften Blöcken, rhetorischen Figuren und Tropen, Stilmitteln wie Metrik, Reimschemata, Listen, Oppositionen, Lautmelodien, Handbewegungen, Körperhaltungen, Mienen.“ (Luckmann 2002: 167)

Diese beiden Bestimmungen sind einander recht ähnlich. Bei der Erwähnung von Worten und Phrasen bzw. lexikalischen Mitteln, Tropen und Bildern kann man sich allerdings fragen, ob damit die Stilschicht/der Typ gemeint ist oder aber konkrete Einheiten, anders gesagt: Geht es nur um die Mittel, an denen man z. B. erkennt, dass es sich um ein Märchen handelt, oder auch um die, die erkennen lassen, dass es Dornröschen ist? Wir kommen also wieder auf die am Ende von 3.2 erwähnten Makro- und Superstrukturen zurück.

Greift man auf Jolles' Erläuterung dieses Begriffs zurück, so wird klar, dass es jedenfalls auch um (Makro)Propositionen geht. Genauer gesagt, soll *Sprachgebärde* offensichtlich den Ausdruck *Motiv* ersetzen. Das ergibt sich aus einer im historischen Abstand (zumindest für Sprachwissenschaftler) schwer nachvollziehbaren Kritik an „der sogenannten Motivforschung“ (Jolles 1930 / 1999: 268). Im Anschluss an Nietzsches Definition des musikalischen Motivs als ‚einzelner Gebärde des musikalischen Affekts‘ (vgl. ebd.: 45) wird einzelne Gebärde der Sprache oder kurz: Sprachgebärde als geeigneter Ersatzbegriff für Motiv bestimmt. So dunkel diese expliziten Hinweise bleiben, so dankbar ist man doch für die damit gegebene Orientierung. Sie bestätigt sich endgültig in der Beispieldiskussion, in der es um den Heiligen Georg geht:

„In unserem Beispiel sind die sprachlichen Einzelgebärden: Rad mit scharfen Klingen, himmlische Stimme, eine Erscheinung im weißen Kleide, die hilfreich die Hand ausstreckt, Götter, die angeredet werden, sich dem Zeichen des Kreuzes unterwerfen, Götterbilder, die zerspringen und so weiter.“ (Jolles 1930 / 1999: 46)

Das Bild vom Heiligen Georg entwickelt sich weiter und es kommen als Sprachgebärden/Motive später vor allem noch Drachentöter und Befreier der Jungfrau hinzu. Inwiefern nun nicht nur der Inhalt, sondern auch die sprachliche Fassung (die allerdings in diversen Sprachen notwendigerweise verschieden ist) relevant für die Identifizierung einer Sprachgebärde ist, kann dahingestellt bleiben. Jedenfalls lässt sich mit Jolles die irritierende Praxis überwinden, viel von der Überlieferung von Mustern, aber kaum von der von Inhalten zu sprechen. Nur wenn beides zusammenkommt, kann die Parallelisierung von Texten mit Wörtern greifen, wenn man also Gattungen auf einer Abstraktionsebene ansiedelt, die etwa der von Wortarten vergleichbar ist, während virtuelle Texte Lexemen entsprechen.

Die Gattung Märchen wird überliefert, indem man einzelne Märchen erzählt, neue erfindet oder überlieferte Märchen neu erzählt, bebildert, aufführt, verfilmt usw. Dabei geht es zunächst um Inhalte. Wenn man das Märchen vom Rotkäppchen aktualisiert, dann muss darin eine Gestalt vorkommen, die man als Rotkäppchen (oder als Wiedergängerin von ihr) identifizieren kann, ferner der Wolf. Varianten könnten sein: eine gelbe oder grüne Kappe, rote Haare, rote Socken, Mensch namens Wolf(gang) usw. Für Rotkäppchen existieren tatsächlich besonders viele „Abweichungstexte“, die das Märchen in diverse Varietäten transponieren und dabei teilweise dem Sprachgestus des Märchens vollständig zuwiderhandeln (vgl. Ritz 2013). Dann haben wir tatsächlich gar keine (echten) Märchen mehr vor uns, d. h. die Geistesbeschäftigung ist eine andere, z. B. das Spiel mit Tradiertem, mit dem man sich davon ironisch distanziert und es doch gleichzeitig ‚sich anverwandelt‘.

Man könnte diese Versionen genauer untersuchen, um festzustellen, welche Varianten vorkommen, was nötig, aber auch ausreichend ist, um den virtuellen Text wiederzuerkennen und ihn so im kollektiven Gedächtnis zu befestigen.

Das Gleiche kann man nicht nur mit anderen Reproduziertexten, sondern auch Texten anderer Gruppen durchführen. Dabei ist immer zu beachten, dass Fragmente bzw. einzelne (Makro)Propositionen, d. h. Bausteine aus der Gesamtstruktur, ausreichen, um Texte in Erinnerung zu halten. Aus dem Kunstmärchen von Andersen ist ein Motiv in das kollektive Gedächtnis eingegangen, das in allen möglichen Texten wiederaufgenommen werden kann, nämlich das hässliche Entlein, das zum schönen Schwan wird; es eignet sich hervorragend für die moralische Gattungsfamilie.

Damit können wir zur Gegenüberstellung des Ansatzes von Fix und Luckmann kommen. Fix ist näher bei den abstrakteren Ebenen: In aller wünschenswerten Deutlichkeit kennzeichnet sie sowohl *Dornröschen* als auch *Vom hässlichen jungen Entlein* als tokens einer Gattung, eines types. Die potenziell variante Realisierung des Märchens Dornröschen (z. B. von Perrault oder Grimm, aber auch diverse Vorleseakte der Fassung von Grimm) steht nicht im Fokus – in diesem Fall werden die einzelnen Märchen, Fix' ,Textexemplare', verstanden als type (dazu, dass types und tokens auf verschiedenen Ebenen angesiedelt werden können, vgl. Adamzik 2015: Kap. 2.1).

Luckmann äußert sich nach meinem Kenntnisstand zwar theoretisch nicht sehr klar zu der Frage, auf welcher Abstraktionsebene kommunikative Gattungen anzusiedeln sind. Es müssen aber sicherlich mehrere Niveaus unterschieden werden, die Bearbeitungen sind eben vielschichtig (s. o.). Ob sich diese Niveaus klar gegeneinander abgrenzen lassen, sei dahingestellt: Ich möchte nur einige Beispiele nennen:

Wenn man Klatsch als Gattung definiert, ist in erster Linie die Außenstruktur angesprochen. Inhaltlich können damit eigentlich nur allgemeiner bekannte, insbesondere moralische Topoi gemeint sein. Ein ‚Klatsch-Exemplar‘ im Sinne von Fix besteht dann aus (einer Serie von) Interaktionen, deren Inhalte (insbesondere die gemeinsam bekannten und besprochenen Personen und ihr bedenkliches Verhalten) identifikationsstiftend für ein relativ kleines Kollektiv sind.

Was die nach Luckmann so wichtigen rekonstruktiven Gattungen angeht, so konstituiert die gemeinsame Kenntnis etwa der Gattung biografische Erzählung wohl kaum ein relevantes Kollektiv. Eine Sonderform für das Minimalkollektiv, nämlich ein Paar (*Wie haben wir uns kennengelernt?*), ist allerdings insofern kulturspezifisch, als sie in vergleichbarer Form nicht vorkommen dürfte in Gesellschaften, in denen Eltern oder Verwandte Ehen vereinbaren. Stark identifikationsstiftend für die Paare ist aber auch bei uns nur die jeweilige Geschichte oder die ‚Sprachgebärde‘: der verpasste Zug, die verlorene Handtasche, der Autounfall usw. Das gemeinsame Erinnern an die Erstbegegnung oder auch an andere geteilte Erlebnisse (*Weißt du noch ...?*) kann rituellen Charakter annehmen und an Jahrestagen zelebriert werden o. Ä. Außerdem werden diese und andere zentrale Episoden aus der Familiengeschichte wie die Geburt der Kinder, der Tod von nahen Angehörigen, Feiern usw. über die Generationen weitergegeben und bevorzugt beim gemeinsamen Betrachten von Fotoalben (demnächst vielleicht eher Videos) erzählt. Dazu gehören auch familienspezifische Wörter und Wendungen (*Onkel Fritz sagte immer ...*), einschließlich der originellen Kreationen sprachlernender Kinder. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass Derartiges auch eine weitere Verbreitung erfährt. Es gibt sogar einen Verlag für Kindermund (kindermund.de).

Um auf die Erstbegegnung von Paaren zurückzukommen, so geht es auf einem mittleren Abstraktionsniveau etwa darum, ob es sich um einen Fall von Liebe auf den ersten Blick handelt oder gerade nicht, ob die Beziehung eigentlich als ‚ausgemacht‘ galt, dann aber doch zu einer unerfüllten Jugendliebe wird (wie in Immensee) oder anders herum eine eigentlich undenkbbare Beziehung doch noch zustande kommt (wie in einer anderen Novelle von Storm, Pole Poppenspüler). Schriftsteller verarbeiten Erlebtes oder auch Gehörtes/Gelesenes (wie Goethe im Erlkönig, Flaubert in Madame Bovary) in literarischen Texten, Interpreten spüren dann den diversen Bezügen nach, bestimmte Figuren werden zu Typen, die Haltungen, Leistungen oder sonst etwas repräsentieren (Robin Hood, Eulenspiegel, Obelix, Homer Simpson, Einstein, Cassius Clay, Marilyn Monroe, ...) – kurz gesagt: Wenn Personen oder Ereignisse eine Bedeutung für eine Gemeinschaft haben, gehen sie in Texte ein, und wenn Texte für eine Gemeinschaft Bedeutung haben, werden diese in verschiedenster Weise bearbeitet, so dass Bestandteile des gesellschaftlichen Wissensvorrats auf vielerlei Art in Kollektiven zirkulieren. Sie gehen nur dann in deren Gedächtnis ein, wenn sie, um auf Luckmanns Ausdruck zurückzukommen, in kommunikativen Urproduktionen immer wieder aktualisiert werden bzw., um auch Dürscheids Redeweise aufzunehmen, wenn sie Bestandteil der dialogischen Prozesse bleiben, die allein Kollektive konstituieren können. Was Berühmtheiten aus verschiedenen Welten angeht, so geschieht dies nicht zuletzt auf Maskenfesten, in denen man in deren Gestalt schlüpft.

Zu dieser Sichtweise passt natürlich die Auffassung nicht, dass es sich bei Texten (oder gar Gattungen) um statische Gebilde handelt, die fixiert wären. Selbstverständlich gibt es solche Fixierungen, genauer gesagt: virtuelle Texte (und ihre Bestandteile) werden immer wieder neu fixiert, materialisiert, und es ist auch sinnvoll, diese verschiedenen Fixierungen zu studieren, aber der Sprachgebrauch besteht nicht in den Produkten, sondern den Prozessen ihrer Herstellung, Ver- und Weiterbearbeitung.

Zum Abschluss soll noch auf die Gattung der Texte eingegangen werden, die der Vermittlung von Allgemein- und Sonderwissen dienen, speziell auf wissenschaftliche Texte, also den Prototyp von ‚Zitertexten‘ im engeren Sinn. Im Prinzip unterscheiden sie sich hinsichtlich der Überlieferung nicht von anderen Texten (mit Überlieferungswert). Eine Besonderheit besteht allerdings darin, dass die kritische Prüfung und Weiterentwicklung ihrer Inhalte (in unserer Gesellschaft) ausdrücklich vorgesehen sind, sie also immer nur bis auf Weiteres Geltung haben. Darüber, was zitierenswerte Texte sind, ‚entscheiden‘ Kollektive, sie bringen sie nämlich erst als solche hervor. Das geschieht wohl meist über die Unzahl unscheinbarer Akte, deren Ergebnis schließlich als Wirken einer unsichtbaren Hand erscheint, es kann aber auch formalisierte Verfahren umfassen.

Im elementaren Sinne ist es für die Umwandlung eines virtuellen Textes, sei es in ein anerkanntes Kunstwerk, sei es in einen wissenschaftlichen Klassiker, für die Kanonisierung also, notwendig, dass er veröffentlicht und immer wieder neu materialisiert wird. Ich beziehe mich auf die hier besprochenen Autoren und damit Verwandtes: Jolles (1930) und Berger / Luckmann (1966) sind kontinuierlich (übersetzt und) wieder neu aufgelegt worden, die Aufsatzsammlung von Luckmann (2002), in der auch ältere Texte erstmals (auf Deutsch) publiziert sind, ist dagegen derzeit nicht mehr im Handel. Manche publizierten Werke geraten in Vergessenheit, werden aber später wiederentdeckt. Dazu gehört z. B. die einzige Monografie von Alfred Schütz, die schon zu seinen Lebzeiten (nämlich 1932) erschienen ist und die heute als Klassiker gilt. Dasselbe lässt sich für Ludwik Fleck (1935) feststellen, dessen (höchst lesenswertes) Werk hier schon deshalb erwähnt werden muss, weil er selbst darin den Gedanken ausführt, dass auch (natur)wissenschaftliche Tatsachen das Produkt von Denkkollektiven darstellen (vgl. dazu weiter Adamzik 2018b: Kap. 5.2.).

Die wiederholte Materialisierung des virtuellen Texts (im vollständigen und unangetasteten Wortlaut) und selbst die breite individuelle Rezeption dieses Textes sind aber nicht einmal notwendig, um ihn dem kollektiven Gedächtnis bzw. dem Gedächtnis bestimmter Kollektive einzuverleiben. Das hat besonders Kuhn für die Naturwissenschaften hervorgehoben, in denen Lehrbücher (statt die Originalwerke der Heroen dieser Wissenschaft) eine herausragende Rolle spielen (vgl. Kuhn 1976: 177). Für die Kanonisierung sind viel entscheidender als die Lektüre des Textes durch alle Mitglieder des Kollektivs andere Formen der Weiterbearbeitung, eben das Zitieren, Besprechen, Erwähnen, Zusammenfassen sowie alle Formen, in denen nur einzelne Bausteine aufgegriffen und wieder neu in den kommunikativen Haushalt eingespeist werden, seien es nun (Makro)Propositionen, Begriffe (wie z. B. Geistesbeschäftigung, Denkstil, Subsinnwelt, Sprachgebärde, kommunikative Urproduktion usw.) oder charakteristische Formulierungen. Besonders wirksam ist es, wenn man das, was früher Sonderwissen war, zu Allgemeinwissen deklariert, indem man es auf (schulische) Lehrpläne setzt und entsprechend in Lehrmaterial aufbereitet. Das betrifft sowohl wissenschaftliche als auch literarische Texte und beide werden dabei, sofern sie einen bestimmten Umfang überschreiten, nicht nur massiv gekürzt, sie können auch bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden (für Beispiele vgl. Adamzik 2018b: Kap. 5.2. und 5.5.). Man darf hoffen, dass das dann in kommunikativer Urproduktion, nämlich im Unterrichtsgespräch, wieder korrigiert wird.

5 Fazit

Anliegen des Beitrags war es, den mit der Tagung angestoßenen Austausch zwischen der Variationslinguistik und anderen Subdisziplinen näher zu begründen, und zwar in einer Zeit, in der Interdisziplinarität eigentlich groß geschrieben wird, zugleich aber der Druck zu innovativer Spitzenforschung so stark ist, dass selbst an den ‚gleichen Gegenständen‘ arbeitende und traditionell kooperierende Forschungsrichtungen sich leicht zu einer Menge hochspezialisierter Sonderzweige auseinanderentwickeln, denen (verständlicherweise) mehr an der eigenen Profilierung als an gemeinsamen Grundlagen und Zielen gelegen ist. Ein gutes Beispiel dafür ist die getrennte Behandlung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, die in der frühen Textlinguistik ausdrücklich zurückgewiesen wurde.

Von weitem gesehen behandeln auch Variations- und Textlinguistik denselben Gegenstand, nämlich den Sprachgebrauch, ein ausgeprägtes Bewusstsein der (potenziellen) Gemeinsamkeiten hat sich aber nie entwickelt. Wenn man die Untersuchung von Variablen und Varianten als Kern der Variationslinguistik betrachtet, so sind Untersuchungsansätze, die sich auf Texte als fixierte Produkte konzentrieren, von diesem Interessenschwerpunkt allerdings auch relativ weit entfernt.

Hier wurde die Voraussetzung, beide Subdisziplinen wendeten sich gleichermaßen gegen die Systemlinguistik, als nur vordergründige Gemeinsamkeit betrachtet, die einer antagonistischen Betrachtung von Langue vs. Parole entspringt und zu wenig produktiven Extrempositionen verleitet. Die Rückbesinnung auf weitere Nachbardisziplinen und Forschungstraditionen ist hilfreich, wenn nicht notwendig, um allzu verengte methodische Ansätze zu vermeiden. Diesem Vorgehen entsprechen die Arbeiten von Ulla Fix und Thomas Luckmann, die beide mündlich tradierte Gattungen als Paradebeispiel für Texte mit relativ großem Variationsspielraum behandeln und dabei auf die klassische Studie von André Jolles zurückgreifen.

So erhellend die Ausführungen zu Reproduziertexten und kommunikativen Gattungen sind, so problematisch scheint es mir allerdings, sie anderen Arten von Texten scharf entgegenzustellen. Dies entspricht m. E. auch nicht der Absicht Luckmanns, zumal die angestrebte soziologische Sprachtheorie ja unmöglich die wichtigsten Werkzeuge

hochentwickelter Gesellschaften außer Acht lassen könnte, mit denen Sinn produziert und tradiert wird, nämlich schriftliche Texte. Ein Desideratum der soziologischen Forschung hatte Luckmann darin gesehen, dass sie sich nicht mit der Frage befasst hat, wie sich diese Sinnerzeugung im Einzelnen vollzieht. Als Antwort auf diese Frage betrachte ich seine Metapher von der kommunikativen Urproduktion. Sie ist zugleich geeignet, der extremen Expansion des Kommunikationsbegriffs entgegenzutreten, die auch diesen sinnlos macht:

„Nicht alles an menschlichen Begegnungen, ja nicht einmal alles, was für den einen oder anderen Beteiligten als sinnvoll erscheint, ist Kommunikation. Gedanken und Gefühle des einen können vor dem anderen verborgen werden. Überdies ist auch nicht jede Kommunikation sogleich kommunikative Interaktion. Gedanken und Gefühle können manchmal nicht vor dem anderen verborgen werden – und manchmal sollen sie das auch nicht. Wann immer menschliche Wesen kopräsent sind, bilden ihre Körper (mögliche) Ausdrucksfelder, und diese Ausdrücke können in vergleichsweise systematischer, wenn auch nicht immer sehr verlässlicher Weise gedeutet werden, und zwar auch dann, wenn sie nicht Teile von mimetischen, gestischen, taktilen oder olfaktorischen Zeichensystemen sind. Die empirisch bedeutsamste Form der Kommunikation ist jedoch die soziale Interaktion.“
(Luckmann 2002: 187)

Zentrale These dieses Beitrags ist, dass zum kollektiven (Sprach)Gedächtnis bestimmter Gruppen nicht nur Lexeme, feste Wendungen und Muster diverser Ebenen gehören, sondern auch Texte. Diese müssen immer wieder aktualisiert werden, um die Identität des Kollektivs zu bestätigen und fortzuschreiben; dabei treten sie unweigerlich in vielen Varianten auf.

Man könnte allerdings sagen, dass damit nur die Erkenntnis von Humboldt wiederholt wird: Sprache „selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia)“ (vgl. Luckmann 2002: 159).

Literaturverzeichnis

- Adamzik, Kirsten 2010: Sprache: Wege zum Verstehen. Tübingen / Basel, 3., überarb. Aufl.
- Adamzik, Kirsten 2015: Das Wort im Text. In: Ulrike Haß / Petra Storjohann (Hg.): Handbuch Wort und Wortschatz. Berlin / Boston, 152-174.
- Adamzik, Kirsten 2016: Textlinguistik. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven. Berlin / Boston, 2., völlig neu bearb., akt. und erw. Neuaufl.
- Adamzik, Kirsten 2017: Literatur aus der Sicht von Text und Diskurslinguistik. In: Anne Betten / Ulla Fix / Berbeli Wanning (Hg.): Handbuch Sprache in der Literatur. Berlin / Boston, 97-119.
- Adamzik, Kirsten 2018a: Texte, Textsorten. In: Eva Neuland / Peter Schlobinski (Hg.): Handbuch Sprache in sozialen Gruppen. Berlin / Boston, 149-167.
- Adamzik, Kirsten 2018b: Fachsprachen. Die Konstruktion von Welten. Tübingen.
- Althaus, Hans Peter / Henne, Helmut / Wiegand, Herbert Ernst (Hg.) 1973, ²1980: Lexikon der Germanistischen Linguistik. Tübingen.
- Androutopoulos, Jannis / Spreckels, Janet 2010: Varietät und Stil: Zwei Integrationsvorschläge. In: Gilles u. a. 2010, 197-214.
- Auer, Peter 1999: Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern. Tübingen.
- Baugrande, Robert/Alain de / Dressler, Wolfgang Ulrich 1981: Einführung in die Textlinguistik. Tübingen.
- Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas 1966 / 1980: The social construction of reality. A treatise in the sociology of knowledge. Garden City, NY; dt. Übers. u. d. T. Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.

- Brinker, Klaus / Cölfen, Hermann / Pappert, Steffen 2014: Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin, 8. Aufl. (11985).
- Cramer, Thomas 2013: Wider die Verständlichkeit um jeden Preis. Eine Invective. In: Corinna Dahlgrün / Jens Haustein (Hg.): Anmut und Sprachgewalt. Zur Zukunft der Lutherbibel. Beiträge der Jenaer Tagung 2012. Stuttgart, 123-130.
- Dijk, Teun A. van 1980: Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung. München.
- Dittmar, Norbert 1997: Grundlagen der Soziolinguistik – Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben. Tübingen.
- Dovalil, Vit 2010: Zum Begriff ‚Varietät‘ und dessen Verflechtung mit ‚Norm‘ und ‚Stil‘. In: Gilles u. a. 2010, 45-57.
- Dürscheid, Christa 2005: Medien, Kommunikationsformen, kommunikative Gattungen. In: Linguistik online 22, 1.
- Felder, Ekkehard 2016: Einführung in die Varietätenlinguistik. Darmstadt.
- Fiehler, Reinhard / Barden, Birgit / Elstermann, Mechthild / Kraft, Barbara 2004: Eigenschaften gesprochener Sprache. Tübingen.
- Fix, Ulla 1996 / 2008: Was ist aus André Jolles‘ Einfachen Formen heute geworden? Eine kulturanalytische und textlinguistische Betrachtung. In: Volker Hertel / Irmhild Barz / Regine Metzler / Brigitte Uhlig (Hg.): Sprache und Kommunikation im Kulturkontext. Frankfurt a. M. u. a., 105–120; wieder in Ulla Fix: Texte und Textsorten – sprachliche, kommunikative und kulturelle Phänomene. Berlin 2008, 165-184.
- Fix, Ulla 2002: Rezension zu Günthner 2002. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 21, 292–293.
- Fix, Ulla 2009a: Muster und Abweichung in Rhetorik und Stilistik. In: Ulla Fix / Andreas Gardt / Joachim Knappe (Hg.): Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung. Berlin / New York, Bd. 2, 1300-1315.
- Fix, Ulla 2009b: Stand und Entwicklungstendenzen der Textlinguistik (I / II). In: Deutsch als Fremdsprache 46, 11–20; 74–85.
- Fix, Ulla 2009 / 2013: Zitier-, Reproduzier und Mustertextsorten. Die Jolles’schen Beriffe Sprachgebärde und Geistesbeschäftigung als Anlass zum Nachdenken über produktiven und rezeptiven Umgang mit Texten. In: Angelika Linke / Helmuth Feilke (Hg.): Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamischer Gestalt. Tübingen, 353–368; wieder in Ulla Fix: Sprache in der Literatur und im Alltag. Ausgewählte Aufsätze. Berlin 2013, 185-204.
- Fleck, Ludwik 1935: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Basel; Neuausgabe Frankfurt a. M. 1980.
- Funk-Kolleg Sprache 1973: Eine Einführung in die moderne Linguistik. Frankfurt a. M., 2 Bde.
- Gilles, Peter / Scharloth, Joachim / Ziegler, Evelyn (Hg.) 2010: Variatio delectat. Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation. Frankfurt a. M.
- Graefen, Gabriele / Moll, Melanie 2011: Wissenschaftssprache Deutsch: lesen – verstehen – schreiben. Ein Lehr und Arbeitsbuch. Frankfurt a. M.
- Günthner, Susanne 2000: Vorwurfsaktivitäten in der Alltagsinteraktion. Grammatische, prosodische, rhetorisch-stilistische und interaktive Verfahren bei der Konstitution kommunikativer Muster und Gattungen. Tübingen.
- Hagemann, Jörg 2013: Typographie und Textualität. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 41, 40–64.
- Harweg, Roland 1968, 21979: Pronomina und Textkonstitution. München.
- Harweg, Roland 1975: Nichttexte, rudimentäre Texte, wohlgeformte Texte. In: Folia Linguistica 7, 371-388.
- Hausendorf, Heiko / Kesselheim, Wolfgang 2008: Textlinguistik fürs Examen. Göttingen.

Heinemann, Margot / Heinemann, Wolfgang 2002: Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs. Tübingen.

Jolles, André 1930 / ⁷1999: Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz. Tübingen.

Koch, Walter A. 1969: Vom Morphem zum Textem. Aufsätze zur strukturellen Sprach und Literaturwissenschaft. Hildesheim.

Koch, Walter A. 1971: Recurrent units in written and oral texts. In: Linguistics 73, 62-89.

Koch, Walter A. 1973: Das Textem. Gesammelte Aufsätze zur Semematik des Texts. Hildesheim / New York.

Kolde, Gottfried 1999: Laut, Wort, Satz, Text: Fach und allgemeinsprachliche Lemmata und die Beschreibung ihrer Bedeutung in allgemeinen einsprachigen und in linguistischen Fachwörterbüchern. In: Jürg Niederhauser / Kirsten Adamzik (Hg.): Wissenschaftssprache und Umgangssprache im Kontakt. Frankfurt a. M., 215–238.

Kuhn, Thomas S. ²1976: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a. M., (engl. Orig. 1962).

Krämer, Sybille / König, Ekkehard (Hg.) 2002: Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt a. M.

Lenz, Alexandra N. / Mattheier, Klaus J. (Hg.) 2005: Varietäten - Theorie und Empirie. Frankfurt a. M.

Linke, Angelika 2010: ‚Varietät‘ vs. ‚Kommunikative Praktik‘ - Welcher Zugang nützt der Sprachgeschichte? In: Gilles u. a. 2010, 255-273.

Luckmann, Thomas 2002: Wissen und Gesellschaft. Ausgewählte Aufsätze 1981-2002. Konstanz.

Luckmann, Thomas 2007: Lebenswelt, Identität und Gesellschaft. Schriften zur Wissens- und Protozoologie. Konstanz.

Lüdtke, Jens / Mattheier, Klaus J. 2005: Variation – Varietäten – Standardsprachen. Wege für die Forschung. In: Lenz / Mattheier 2005, 13–38.

Löffler, Heinrich ⁵2016: Germanistische Soziolinguistik. Berlin, (11985).

Oesterreicher, Wulf 2010: Sprachliche Daten und linguistische Fakten - Variation und Varietäten. Bemerkungen zu Status und Konstruktion von Varietäten, Varietätenräumen und Varietätendimensionen. In: Vilmos Ágel / Mathilde Hennig (Hg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung. Berlin / New York, 23–62.

Ritz, Hans ¹⁵2013: Die Geschichte vom Rotkäppchen. Ursprünge, Analysen, Parodien eines Märchens. Göttingen.

Schmidt, Jürgen Erich 2005: Versuch zum Varietätenbegriff. In: Lenz / Mattheier 2005, 64–74.

Schmidt, Jürgen Erich / Herrgen, Joachim 2011: Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin.

Schütz, Alfred 1932: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Wien; Neuausgabe Frankfurt a. M. 1974.

Schütz, Alfred / Luckmann, Thomas ²2017: Strukturen der Lebenswelt. Konstanz / München.